Die christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Elfter Jahrgang

Nr. 29 Leipzig, den 22. Juli 1897

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1522 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Wozu sind wir Christen? 4. Eine unbeachtete Bibelstelle — Zur Frage nach der Wiedervereinigung der christlichen Kirchen: 3. Altkatholizismus und Protestantismus — Die Theosophische Gesellschaft und verwandte Gesellschaften: Lehre und Entwicklung der Theosophischen Gesellschaft — Eine Woche bei den Lotophagen (Schluß) — Die religiöse Garantie des Eigentums — Das verlorene Lachen — Verschiedenes: Der Evangelische Oberkirchenrat und Freiherr von Stumm; Ein Laie über den christlichen Glauben; Erkoren, dennoch verloren; Die evangelischen Missionen; Die evangelischen deutschen Messen bis zu Luthers deutscher Messe; Der Einfluß der Reformation auf die Armenpflege; Doktor Martin Luther und Ignaz von Loyola; Ludwig Richter; Dichtungen; Der Ratgeber für das evangelische Pfarrhaus — Anzeigen: Aufforderung, Charakteristik des modernen Menschen betr.

Wozu sind wir Christen?

4. Eine unbeachtete Bibelstelle

Sie steht im Neuen Testament und lautet:

Siehe zu, du heißest ein Christ und verlässest dich auf deinen Glauben und rühmest dich Gottes und weißt seinen Willen; und weil du aus dem Evangelium unterrichtet bist, prüfest du, was das Beste zu thun sei, und vermissest dich, zu sein ein Leiter der Blinden, ein Licht derer, die in Finsternis sind, ein Züchtiger der Thörichten, ein Lehrer der Einfältigen, hast die Erkenntnis und die Wahrheit leibhaftig im Evangelium. Nun lehrest du Andre und lehrest dich selber nicht. Du predigest, man solle nicht stehlen, und du stiehlst; du sprichst, man solle nicht ehebrechen, und brichst die Ehe; dir gräuelt vor den Götzen, und raubest Gott, was sein ist. Du rühmest dich des Evangeliums und schändest Gott durch dessen Verachtung. Denn „euerthalben wird Gottes Name gelästert unter den Heiden," als geschrieben stehet. Die Taufe ist wohl nütze, wenn du Gottes Willen thust; thust du ihn aber nicht, so ist es so gut als wärest du nicht getauft. Wenn nun der Ungetaufte Gottes Willen thut, meinest du nicht, Gott werde ihn ansehen, als wäre er ein getaufter Christ? Und wird also, was von Natur ungetauft ist und den Willen Gottes thut, dich richten, der du unter dem Buchstaben und der Taufe bist und Gottes Willen übertrittst. Denn das ist nicht ein Christ, der auswendig ein Christ ist, auch ist das nicht eine Taufe, die auswendig am Leibe geschieht, sondern das ist ein Christ, der es inwendig verborgen ist, und die Taufe des Herzens ist eine Taufe, die im Geist und nicht im Buchstaben geschieht: welches Lob ist nicht aus Menschen, sondern aus Gott.

— Wo steht diese Stelle?

Und warum wird so wenig darüber gepredigt? R

Zur Frage nach der Wiedervereinigung der christlichen Kirchen

3. Altkatholizismus und Protestantismus

Während wir es bisher nur mit den innerkatholischen Bestrebungen zu thun hatten, führen uns die Beziehungen zwischen Altkatholiken und Protestanten darüber hinaus und mögen zugleich die Brücke zur grundsätzlichen Beantwortung unsrer Frage vom protestantischen Standpunkt bilden. Da bedarf es zunächst keiner besondern Darlegung, daß die Altkatholiken wegen ihrer Gehorsamsverweigerung gegenüber den vatikanischen Dekreten und wegen des Martyriums, das sie infolgedessen erleiden, die protestantischen Sympathien in hohem Grade verdienen. Auch ist es wohl verständlich, daß der beiden Teilen gemeinsame Gegensatz gegen Papismus, Infallibilismus, Jesuitismus und Ultramontanismus dem Gedanken Raum schaffte, es möchte sich zwischen Altkatholiken und Protestanten ein realeres Band herstellen lassen als das der bloßen Sympathie. Es ist bekannt, wie mancher altkatholische Synodalbeschluß auf wirkliche Annäherung an den Protestantismus hinzudeuten schien, und im protestantischen Lager giebt es Laien und Theologen genug, die uns davon überzeugen möchten, daß die Altkatholiken unsre Glaubensverwandten auch im engern Sinne seien, mit denen sich zu vereinigen als ein erstrebenswertes Ziel bezeichnet werden müsse. Da preist man den Altkatholizismus und die ihm verwandten Bestrebungen als „Idealkatholizismus," da redet man von einem „idealkatholischen Zuge in der englisch- und amerikanisch-bischöflichen Kirche" oder gar von einem „evangelisch-katholischen" (!) Charakter der englischen Kirche; da haben wir zu unserm Staunen Döllinger als „Reformator der evangelischen Theologie" bezeichnen hören, denselben Döllinger, der in allen seinen Arbeiten sich als ein guter katholischer Christ gezeigt und durch sein Fernbleiben vom Altkatholizismus als organisirter Bewegung klar bewiesen hat, was er von „Schismen" halte. Die Revue Internationale zählt unter ihre regelmäßigen Mitarbeiter auch protestantische Theologen, darunter solche von Ruf, wie die Professoren Beyschlag in Halle und Nippold in Jena.

Wie die Altkatholiken selbst darüber denken, daß man ihnen zutraut, uns „jenen evangelischen Katholizismus vorzuhalten, der in ökumenischem Sinne, in der Betonung des Gemeinchristlichen, in treuer Bewahrung unveralteter Schätze des christlichen Altertums, in dem Streben nach künftiger Wiedervereinigung der Konfessionen seine auch für uns vorbildlichen Charakteristika hat," darüber hat uns unlängst ein interessanter litterarischer Streit belehrt, der merkwürdigerweise die Beachtung nicht gefunden hat, die er verdient. Der Jahrgang 1894 der Revue brachte einen Aufsatz von Beyschlag über die Aussprüche Jesu an Petrus (Matth. 16, 17—19). Darin wurde die gewöhnliche protestantische Erklärung der berühmten Stelle vorgetragen, wonach Petrus der Fels genannt wird als der erste Gläubige, die Himmelsschlüssel aber und das Binden und Lösen die richtige Anwendung der christlichen Lehre bedeuten, wie sie jeder Gläubige von dem einmal aufgenommenen Glaubensprinzip aus machen kann. Der altkatholische Professor Langen in Bonn mochte diese Darlegung in einer altkatholischen Zeitschrift nicht ohne Antwort lassen. In einem „Katholisch und protestantisch" überschriebnen Artikel stellte er zunächst der gewöhnlichen protestantischen die gewöhnliche katholische Auslegung in Worten des vorvatikanischen Döllinger gegenüber, um dann die seiner Meinung nach richtige Erklärung vorzutragen, wonach zwar dem Petrus keine weitergehende Vollmacht in Aussicht gestellt wird als den übrigen Aposteln, aber eben doch diese als die

zukünftigen Leiter der Kirche und demgemäß auch ihre Nachfolger im Amte mit einer besondern Vollmacht ausgerüstet werden. Welche dieser Auslegungen richtig ist, brauchen wir hier nicht zu entscheiden, wenn auch nicht verschwiegen bleiben soll, daß die protestantische am wenigsten für sich hat. Wer da weiß, wie wenig man berechtigt ist, auf eine kritisch so anfechtbare Stelle wie diese irgend etwas zu bauen — eine Auffassung, für die übrigens Langen ein bemerkenswertes Verständnis zeigt —, steht allen Auslegungen völlig kühl gegenüber. Es ist auch nicht dieser, sondern ein andrer Punkt, der dem Streite der Gelehrten sein besondres Interesse verleiht. Beyschlag nämlich sah sich veranlaßt, zu Langens Replik eine Duplik zu schreiben, in der er die Prinzipienfrage angriff und seinem Gegner nachzuweisen suchte, daß die Altkatholiken mit dem falsch-katholischen (d. h. dem hierarchischen) Kirchen- und Amtsbegriff gebrochen hätten, und daß sie überhaupt, sowenig man berechtigt sei, sie zu kirchenrechtlichen Protestanten zu machen, prinzipielle Protestanten seien, an dem Tage geworden seien, wo sie aus Motiven persönlicher Glaubensüberzeugung mit dem Papsttum gebrochen oder, wie er sich in seinem letzten Schreiben an den Herausgeber der Revue ausdrückte, der römischen Autoritätskirche abgesagt hätten. Hiergegen verwahrte sich nun Langen auf das entschiedenste. Von einem „prinzipiellen Protestantismus“ der Altkatholiken sei ihm nichts bekannt; vielmehr hätten diese die vatikanischen Lehren eben vom Standpunkte des katholischen Glaubens aus unannehmbar gefunden und seien entschlossen, ihrem überlieferten Katholizismus treu zu bleiben. Beyschlags Berufung auf die Autorität der Kirchenväter für den protestantischen Kirchenbegriff weist Langen mit der Bemerkung zurück: es würde ihm höchst interessant sein, die Namen derjenigen Kirchenväter zu erfahren, die die Kirche im Gegensatze zu der Idee einer hierarchischen Heilsanstalt definiren sollten. Was die Autoritätskirche anbetreffe, so begnüge er sich einstweilen damit, zu sagen, daß eine Kirche ohne Autorität einem Hause gleiche, das kein Fundament, keine Wände und auch kein Dach besitzt:

Der römischen Kirche, fährt Langen fort, hat noch niemand der katholisch bleiben wollte, in unbedingter Weise abgesagt. Selbst die Orientalen sind jeden Tag bereit, den Papst als den ersten Patriarchen der Gesamtkirche zu verehren, sobald er seine dogmatischen Irrtümer widerruft. Jene Unterscheidung endlich [auf die Professor Beyschlag Wert gelegt hatte] zwischen gelehrten und religiösen oder Gewissensgründen in dem vorliegenden Falle ist durchaus unzulässig, weil verwirrend. Wer als gläubiger Katholik die unkatholischen Lehren des vatikanischen Konzils ablehnt, thut dies, weil er sich von der Unrichtigkeit derselben überzeugt hat. Seine Ueberzeugung, sein Gewissen, seine Wahrheitsliebe zwingen ihn dazu. Wenn das nicht religiös ist in einer religiösen Frage, dann besitze ich kein Verständnis für Religion. Diese Religiosität ist aber durchaus interkonfessionell, weder katholisch noch protestantisch, nicht einmal spezifisch christlich, sondern allgemein menschlich. Sie hat mit dem Protestantismus absolut nichts zu thun, oder man müßte denn thörichter und fanatisch aufdringlicher Weise alle Religiosität ohne weiteres für protestantisch erklären.

Wenn endlich Beyschlag als guter Freund des Altkatholizismus diesen vor dem Vorwurf der Unklarheit, Halbheit und Willkür, d. h. „vor einer solchen Lage, die die Niederlage im geistigen Streit unentfliehbar enthielte,“ schützen zu sollen geglaubt hatte, so meint Langen, man dürfe die „Freunde des Altkatholizismus“ vielleicht bitten, ehe sie von Halbheit oder geistiger Niederlage reden, sich zunächst mit der nötigen Sachkenntnis auszurüsten. Er selbst aber bat Professor Beyschlag, ihn wie mit seinem Schutze, so auch mit seinem Wächteramte künftig verschonen zu wollen.

Es kann, meine ich, keinem Zweifel unterliegen, wer in diesem Streite, soweit dabei der Katholizismus der Altkatholiken in Frage kommt, im Rechte ist. Nicht darum handelt es sich, ob nicht einzelne Altkatholiken im Herzen den Protestanten näher stehen als ihren katholischen Glaubensgenossen, auch abgesehen von der vatikanischen Frage; sondern darauf kommt es an, wie diejenigen denken, die die Kerngruppe der Gemeinschaft ausmachen; und daß Langen zu deren vornehmsten Führern zählt, hat wohl noch niemand bestritten. Uebrigens braucht man nur die Schriften des jetzigen altkatholischen Bischofs, Professors Weber, zu lesen, um den vollen Eindruck zu bekommen, daß man es hier mit einem echten Katholiken nach Weltanschauung

und Lebensauffassung zu thun hat. Ob er und seine Konfessionsgenossen, also auch Professor Langen, nicht doch halb oder in konsequent gehandelt haben, als sie der Lehre von der Unfehl barkeit des Papstes das Sacrificium intellectus verweigerten, da der Katholik einem formell unanfechtbaren Beschluß eines all gemeinen Konzils, selbst wenn dieses sich durch seinen Beschlu selbst abrogirt hätte, zu bringen verpflichtet ist, ist eine andr Frage, die hier nicht zur Erörterung steht.

Spricht man einem solchen Standpunkt gegenüber vo Idealkatholizismus, sucht man darin trotz der ablehnende Haltung seiner Vertreter etwas dem Protestantismus Verwandtes so muß man sich jedenfalls in erster Linie darüber ausweisen wie man das Wort Protestantismus verstanden wissen wil Protestantismus ist, ganz allgemein betrachtet, ein rein negative Begriff, eine Form, die mit dem verschiedensten Inhalt gefüll werden kann. Protestiren kann man gegen alles und jede Man kann seine höchste Freude am Protestiren haben, un kann wiederum mit Friedrich Wilhelm III., der doch gewiß ei guter „Protestant“ war, sagen:

Der Ausdruck protestantisch ist mir zuwider. Können nie aufhöre zu protestiren, jeder protestirt und will seine ungewaschnen Einfäll geltend machen.

Jedenfalls handelt es sich beim Protestiren um eine bewuß geltend gemachte Opposition gegen irgend etwas Bestehende das dem Betrachter und Beurteiler unpraktisch oder veralte unsittlich oder irreligiös erscheint. Paulus wird mit volle Recht ein Protestant genannt; nur hätte man ihn nicht de ersten nennen sollen. Denn wenn Jesus sagte, daß der Sabba um des Menschen willen gemacht sei, und nicht umgekehrt, s protestirte er gegen eine seiner Meinung nach falsche Art de jüdischen Frömmigkeit. Innerhalb der Geschichte der christliche Religion hat aber, wie jedermann weiß, die Bezeichnung Pro testantismus einen ganz bestimmten Sinn erhalten. Fußend au jenem Protest gegen den Speyerer Reichstagsabschied nannt man Protestanten bald alle Anhänger der antikatholischen Re formation. Bei allen Verschiedenheiten, die sich zwischen diese herausstellten, blieb doch das Einigende ein Zweifaches, das nac wie vor das Charakteristikum des historisch gegebnen Protestantis mus bildet: negativ, die bewußte und gewollte Ablehnung de Lehre von einer unfehlbaren Kirche und aller sich daran knü pfenden Folgerungen, insbesondre auch Ablehnung der kirchliche Tradition zu Gunsten des in der Schrift Ueberlieferten als de alleinigen Glaubensquelle; positiv, die im Glauben ergriffn Versöhnung mit Gott durch Jesus Christus unter Verzicht au jegliche menschliche Vermittlung, im Streben nach persönliche Heilsgewißheit und mit Betonung der persönlichen Verantwort lichkeit gegenüber der Sünde. Wenn die bekannte Schleier macherische Formel, daß der Katholizismus das Verhältnis de Einzelnen zu Christus abhängig mache von seinem Verhältni zur Kirche, der Protestantismus umgekehrt das Verhältnis de Einzelnen zur Kirche von seinem Verhältnis zu Christus, de Gegensatz vielleicht nicht ganz erschöpft, so giebt sie doch di wichtigste Richtlinie für die Betrachtung an. Dabei ist es gleich giltig oder verhältnismäßig gleichgiltig, welche Formen de Katholizismus annimmt. Möglich, daß dem, der nun einma die Kirche nicht für unfehlbar hält, in der weiten Perspektive die sich ihm so eröffnet, die Empfindung für die Bedeutun der Frage schwindet, welches denn das Organ dieser angebliche Unfehlbarkeit sei. Er begegnet sich dann mit den ungezählte Millionen, von denen es heißt: Laudabiliter se subiecerunt.*) E spricht ja ohne Zweifel ein fast kindisches Selbstgefühl aus de Worten des armen, mißleiteten Pius: La tradizione sono io**). Abe so ganz Unrecht hat er doch nicht, solange auf katholischer Seit der Satz seine Giltigkeit behält: Die Welt will betrogen sein also werde sie betrogen. Leider machen sich nicht alle Pro testanten klar, was alles mit dem Satze, daß die Kirche ein Heilsanstalt sei, dahin gefallen ist. Gewiß ist es ungeheuerlich einen Menschen, dem die Schranken seiner Einsicht auf da Gesicht geschrieben sind, für unfehlbar zu erklären; aber di

*) Sie haben sich lobenswerterweise unterworfen. D. H

**) Die Tradition bin ich. D. H

atholiken verwerfen diese Lehre doch nicht sowohl wegen r Ungeheuerlichkeit, als weil sie ihnen mit der Lehre der he in Widerspruch zu stehen scheint. Diese Wahrheit wird den Protestanten, die der altkatholischen Bewegung pro- antische Gedanken unterlegen möchten, gar zu leicht unbe- et gelassen.

Krüger

Die Theosophische Gesellschaft und verwandte Gesellschaften

2. Lehre und Entwicklung der Theosophischen Gesellschaft*)

a. Die Theosophischen Lehren

Madame Blavatsky hatte sich in Amerika die Feindschaft dortigen Spiritisten zugezogen, da sie der Leichtgläubigkeit, in diesen Kreisen vielfach herrschte, entgegentrat, auf die dlichen Folgen des Mediumismus für Seele und Körper vies und auch eine neue Erklärung der Phänomene nach den ndprinzipien ihres esoterisch-buddhistischen Systems gab, m sie ihre Geister als ätherische Hüllen des eigentlichen stes kennzeichnete. Sie wollte eigentlich damit nur sagen, bei den spiritistischen Manifestationen nur die niederen lenteile des nach ihrer Auffassung in sieben Teile zerleg- n Menschenwesens thätig seien, während der eigentliche Geist h die Medien nicht in seiner Ruhe gestört werden könne. z der Opposition der Spiritisten fand sie aber doch viele hänger in den Vereinigten Staaten. — Die Theosophische ellschaft ist, wie ihre Leiter sagen, völlig undogmatisch. Es aber ihren Mitgliedern der Glaube an die Wahrheit des erischen Buddhismus nahegelegt, die in den Werken der inderin The Secret Doctrine, Isis Unveiled und The key to osophy,**) sowie in Sinnetts Esoteric Buddhism dargestellt . Sie enthalten eigentlich nur die Hauptlehren des Brahmais- s und Buddhismus, von den Verzerrungen des Volks- ubens gereinigt.

Hinsichtlich des Gottesbegriffes wird im allgemeinen in den cken der Theosophen an der alten pantheistischen Lehre der schen Religionssysteme festgehalten. Im Universum werden i sich stets wiederholende Prozesse angenommen, die Evolution die Involution, das Aus- und Einatmen Brahmas, die stofflichung und Vergeistigung.

Das Menschenwesen zerfällt in sieben Teile, drei obere ma, Geist; Buddhi, erleuchtete oder Geistseele, Idealpotenz; nas, Gedankenpotenz) und vier untere „Prinzipien" (Kama, llenspotenz; Prana, Lebenspotenz; Linga Sharira, Gestaltungs- enz; Rupa, Stoffpotenz).***) Es muß durch viele Wiederein- leibungen, Reinkarnationen geläutert werden, um vom Sansâra Nirwana, vom Stofflichen zum Geistigen zurückgeführt zu den.

Die Reinkarnationen können aber nach theosophischer An- uung oft nur nach langer Zwischenzeit — alle dreitausend re, meinen manche — erfolgen. Von einer Wiedereinver- ung zur andern weilt die Seele in einem Zwischenorte oder ischenzustande, „Devachan" genannt, der weder ganz die ge Ruhe des Nirwana, noch die Leiden der stofflichen Existenz et. Die Rückkehr in das Nirwana kann erst dann erfolgen, n der Mensch sich von aller Anhänglichkeit an das Stoffliche das Sonderdasein gereinigt, wenn das Erlöschen aller lichen Begierden stattgefunden hat.

Von den langwierigen Inkarnationen kann sich nun der nsch schon hier auf Erden befreien, wenn er durch Askese zu einem „Yogi," d. i. einem Gottmenschen, Geistmenschen ht, der dann schon während seines irdischen Daseins in der

---

*) Vergl. Nr. 26.

**) Auch in deutscher Sprache bei Friedrich in Leipzig erschienen. en Auszug aus der Secret Doctrine hat L. Deinhard bei Schwetschke Leipzig veröffentlicht. Sinnetts Werk, deutsch „Die esoterische Lehre," Hinrichs (Leipzig).

***) Näheres über diese Unterscheidung in: Lust, Leid und Liebe. altindische Weltanschauung in neuzeitlicher Darstellung. Von Hübbe- leiden. Braunschweig, Schwetschke.

Ekstase sich ganz mit dem Gottgeiste einen und auf diese Weise das höchste Wissen und die höchste Vollendung erreichen kann.

Ein solcher ist ein Gottweiser, ein Theosoph im eigentlichen Sinne des Wortes. In der Gegenwart sind die Mahatmas auf dieser Entwicklungshöhe.

Ganz besonders wird von den Theosophen das Gesetz des „Karma" gelehrt, das alle scheinbare Ungerechtigkeit in der Welt erklären und in allen Verhältnissen Trost und rechte Anweisung geben soll. Ihm zufolge bestimmt die Gesamtsumme der guten und bösen Thaten eines Individuums in frühern Existenzen kausal dessen Verhältnisse in den spätern Daseinsphasen bis zur Rückkehr ins Nirwana. Wenn wir uns mit unserm irdischen Bewußtsein nicht an unsre Handlungen in frühern Existenzen, von denen nur das höhere geistige Ich Kenntnis haben soll, erinnern können, so ist dies nach theosophischer Anschauung für uns deshalb ein Vorteil, weil wir dadurch noch mehr geprüft und zum Selbstdenken über unser Daseinsrätsel angeregt werden. Daß der erste Grund des „Karma" doch wieder im Gottesgeiste, der ja die Geschicke des Individuums von Anfang an vorhergesehen und geregelt hat, zu finden ist, wird in den theosophischen Schriften nicht berücksichtigt, wie überhaupt die Abhandlungen über den Gottesbegriff manchmal viel an Klarheit zu wünschen übrig lassen.

Wer diese Lehren mit der Aufzählung der Zwecke der Theosophischen Gesellschaft vergleicht, wird finden, daß der Neueintretende wohl kaum sich vollständig darüber klar werden kann, was eigentlich zur Theosophie gehört. Die Theosophische Gesellschaft, so heißt es, hat folgende Zwecke: 1. Einen Kern zu bilden, um den sich die Ideen einer allgemeinen Menschenverbrüderung ohne Unterschied der Nationalität, des Glaubens, Geschlechts, der gesellschaftlichen Stellung oder Hautfarbe krystallisiren und die Ideale der Menschheit sich verwirklichen können. 2. Das Studium der Litteratur der Arier und der Religionen, Philosophien und Wissenschaften des Orients und des Altertums zu befördern und auf deren Wichtigkeit aufmerksam zu machen. 3. Die noch unbekannten Gesetze der in der Natur und im Menschen schlummernden Kräfte (Wille, Bewußtsein, Vorstellung u. s. w.) zu erforschen. Letzterer Zweck wird jedoch hauptsächlich nur von der „Esoterischen Sektion" der Theosophischen Gesellschaft, die noch immer in direkter Verbindung mit den Mahatmas stehen und von ihnen mysteriöse Briefe aus Tibet durch magische Fernwirkung empfangen soll, verfolgt.

b. Die Entwicklung der Theosophischen Gesellschaft

Durch dieses allgemein gehaltene Programm können Manche veranlaßt werden, sich der Gesellschaft anzuschließen, die weniger der Mystik zugeneigt sind. Dadurch erklärt sich wohl auch ihre große Verbreitung, besonders in den Ländern englischer Zunge — in denen übrigens alle religiösen Bestrebungen zahlreiche Anhänger finden. Die Theosophische Gesellschaft erstreckt sich in fast vierhundert Einzelgesellschaften über die ganze Erde. Ihr Hauptquartier wurde im Jahre 1878 nach Adyar bei Madras in Indien verlegt. Präsident ist noch immer Oberst Olcott. Eines der hervortretendsten Mitglieder der Esoteric Section ist Mrs. Annie Besant, gleichsam Nachfolgerin der Blavatsky seit ihrem 1891 erfolgten Tode. Von Interesse ist folgender Bericht über ihre Thätigkeit in Indien, der anfangs 1894 durch die Presse ging:

Bekanntlich hat Frau Annie Besant, auf die der Mantel der verstorbnen Theosophin Frau Blavatsky gefallen ist, eine Reise nach Indien unternommen, teils um selbst am Urquell ihrer neuen Religion zu trinken, teils um die Millionen Hindus mit den abendländischen Ideen bekannt zu machen. Ihre Briefe, die sie an ihre Getreuen und Glaubensgenossen in England schreibt, besagen, daß ihre Tour in Indien in jeder Beziehung erfolgreich ist. Ueberall sind Frau Besant, Oberst Olcott und die Gräfin Wachtmeister von der eingebornen Bevölkerung mit Freudenbezeugungen empfangen worden. Sie sind unter Triumphbogen hindurchgegangen, mit Guirlanden bekränzt und mit kostbarem Rosenwasser bespritzt worden. An einer Stelle wurden sie von Tempeltänzern begrüßt, die von den Priestern ihnen entgegengesandt worden waren. Beim Tempel Shiwas bewillkommnete sie der heilige Elefant, indem er seinen Rüssel dreimal in die Höhe warf und dann, gefolgt von Spielleuten und Tänzerinnen, die heilige Stätte umwandelte. Eine Nacht logirten die Theosophen im Palast eines Maharajah; ein andermal war der Bungalow

eines Gastwirts ihr Nachtquartier. Was jedoch die Apostolin der Theosophie am meisten gefreut hat, ist die Begeisterung, die ihre Vorlesungen unter den Hindus erweckt haben; Leute aus allen Kasten und Ständen haben sich in großer Zahl eingefunden, um zu hören, was Frau Besant über „Karmas Gesetz," über den „Fortschritt des Buddhismus im Abendland," über die „abermalige Fleischwerdung," über „das Leben nach dem Tod" oder „die Unzulänglichkeit des Materialismus" zu sagen hatte. Sie ist mit hervorragenden Wortführern der Eingebornen zusammengetroffen und hat sich mit ihnen über öffentliche Fragen, wie Erziehung und dergleichen, ausgesprochen. Und Hindufrauen sind in großer Zahl zu ihr gegangen und haben ihr Herz vor ihr ausgeschüttet. In Tanjore ließ die Masoranee Frau Besant sagen, daß sie gern sich mit ihr besprechen und ihre Vorlesung besuchen wollte. In Begleitung der Gräfin Wachtmeister hat Annie Besant den verwitweten Ranis, die Kränze und Shawls auf ihre Schultern legten, einen Besuch gemacht. Ein vielberühmter Handwahrsager hat in Kumbakonam die Linien ihrer Hand studirt und ihr am andern Tage eine sehr genaue Skizze ihres ganzen Lebens gegeben, mit einigen Details, die nie zuvor im Druck erschienen sind. Er hat für sie den Schleier von der Zukunft weggezogen und ihr die Prophezeiung gemacht, daß sie eine große Religionsstifterin sein werde! Wer wollte nicht glücklich und zufrieden sein bei solcher Würdigung?

In Deutschland hat die Theosophische Gesellschaft auf Umwegen Eingang gefunden. Am meisten hat sich für ihre Verbreitung neben Dr. Franz Hartmann, dem Verfasser zahlreicher theosophischer Werke und Herausgeber der „Lotosblüten," der frühere Kolonialpolitiker Dr. Hübbe-Schleiden bemüht. Dieser kam, seinen Mitteilungen zufolge, auf folgende Weise zur Theosophie. Er lernte in Hamburg, als er dort als Beamter weilte, das vielbesprochene Buch Sinnetts Esoteric Buddhism kennen. Es machte auf ihn einen tiefen Eindruck, und er glaubte, in ihm die philosophische und theologische Wahrheit entdeckt zu haben. Es lag deshalb nahe, daß Hübbe-Schleiden mit dem Verfasser in Verbindung zu treten suchte. Eine Gelegenheit hierzu wurde ihm durch ein Zusammentreffen mit Olcott geboten, der in Deutschland für die neue Lehre der indischen „Mahatmas" und der Mme. Blavatsky Propaganda machte. Es wurde nun beschlossen, eine Societas Theosophica Germaniae zu gründen, und Hübbe-Schleiden sollte ihr Sekretär und Leiter des Vereinsorgans „Sphinx" werden. Verschiedne Mitglieder boten zur Gründung dieses letztern die Mittel. Doch wollte das Unternehmen nicht vorwärts gehen.

Die „Sphinx" war anfänglich mehr Organ für Experimentalpsychologie und Mystik im allgemeinen, ohne daß in ihr für die Theosophische Gesellschaft allzuhäufig Propaganda gemacht wurde. Allmählich wurde dann ihr Programm in ein idealnaturalistisches umgewandelt, und sie erschien mit Kunstbeilagen von Fidus, dem bekannten Schüler des Malers Dieffenbach. Schließlich kam Hübbe-Schleiden auf die Idee, eine deutsche Theosophische Gesellschaft, unabhängig von der englischen, zu gründen und die Sphinx zu deren Organ zu machen.

Das Programm dieser Gesellschaft lautet folgendermaßen:

Theosophie ist die gemeinsame Lehre der Weisen aller Völker aller Zeiten, daß dem Menschenwesen ein individueller Geisteskern zu Grunde liegt, der göttlicher Natur ist und der göttlicher Vollendung fähig, und daß es die Aufgabe des Menschen ist, diese Vollendung seines Wesens selbstthätig mit allen seinen Kräften zu erringen.

Die Kirchenlehre und die Wissenschaft geben nur sehr unbefriedigende Antwort auf die Fragen nach dem Sinn des Weltdaseins und nach dem Zweck des Menschenlebens. Die Theosophie zeigt nun den Weg zur Lösung dieser Fragen und setzt den Menschen in den Stand, die Wesenswahrheit nicht nur theoretisch zu erkennen, sondern praktisch in sich selbst zu verwirklichen.

Der Grundgedanke unsrer Vereinigung kennzeichnet sich durch die Begriffsbestimmung der Theosophie als das lebendige Aufwärtsstreben innerer Entwicklung.

Wir wollen möglichst jeden zum Selbstdenken anregen. Was einer jetzt als Wahrheit erkennt und bekennt, mag erheblich abweichen von dem, was er früher als solche erkannte, und von dem, was er später noch erkennen wird; denn die geistige Erkenntnis wächst wie die Körperkraft des Kindes und des Jünglings. Der Weg aber, auf dem wir alle wandeln, bleibt unwandelbar derselbe — der Verwirklichung der Wahrheit entgegen.

Wir binden also Niemanden an irgendwelche Glaubenslehren und setzen dem Streben nach Erkenntnis der Wahrheit keinerlei Schranken. Nur jenes Bewußtsein der individuellen Unsterblichkeit in irgend einer Weise ist die unerläßliche Voraussetzung für das vernunftgemäße Streben nach Vollendung. Da diese in einem Erdenleben offenbar nicht zu erreichen ist, so ist auch ein bewußtes Streben nach der eignen Vollendung nicht wohl möglich ohne das Bewußtsein von der eignen Unsterblichkeit.

In diesem Sinne ist unsre Vereinigung eine Verbindung aller

theosophisch Denkenden und Strebenden, frei von den einengende Schranken der Lehren und Bestrebungen Andrer. Zugleich aber dien sie der gegenseitigen Förderung der Gleichgesinnten.

Die Organisation unsrer Vereinigung ermöglicht ihren Mitgliedern mit unsern Gesinnungsgenossen in persönlichen Gedankenaustausch z treten. Insbesondre bietet auch der Wohnsitz des Vorstandes, in de alle Fäden der Vereinigung zusammenlaufen, den Mitgliedern ein gemeinsamen Mittelpunkt.

In unsrer Vereinigung bringen wir das in uns lebende Bewuß sein von der Geisteseinheit des gesamten Menschengeschlechtes zum Au druck. Und wie die Wahrheit des Daseins nur eine einzige ist, die si in zahllosen Erscheinungsformen unterschiedlich darstellt, so verbind uns die brüderliche Liebe mit einander und mit allen Menschen tr aller äußern Unterschiede. Mehr noch: uns erfüllt Liebe zu allen Wese

Viele andre unzulängliche Bestrebungen in Deutschland wie allen andern Ländern der Kulturwelt zeigen, daß Verinnerlichung e geheimer Zug unsrer Zeit ist; Verinnerlichung ist der Sinn unsrer B wegung. Was wir erstreben ist nicht rein verstandesmäßige Erkenntni sondern deren lebendige Verwirklichung in jedem Einzelnen. In unsr Vereinigung gewähren hierzu die Mitglieder einander die möglic Förderung; denn es ist das Gesetz der Liebe in der Geisteswelt, d Jeder das, was er empfangen hat, für seine Mitbrüder verwertet; u andrerseits entspricht diesem Gesetz die Thatsache, daß Jeder, der seinem Streben nach Vollendung hinreichend herangereift ist, um d ihn weiter aufwärts leitenden Weg zu betreten, seinen Führer auf i wartend findet.

Der bleibende Maßstab aber für die steigende Entwicklung bis den höchsten Stufen der Vollendung und Glückseligkeit ist die zunehmen innere Freiheit. Diese wächst mit der Entwöhnung von allen sich a das persönliche Selbst richtenden Leidenschaften und mit der Sammlu aller Kräfte in dem einen höchsten Mittelpunkt des Göttlich-Geistigen i eignen Innersten.

Im gleichen Maße wie göttliche Liebe den Menschen erfüllt, wi er frei. Frei ist nur derjenige, der sich seinem innern Wesen nach ve nunftgemäß entwickelt und auslebt mit liebevollem Verständnis für Gleichberechtigung jeder andern Individualität. Doch wahrhaft frei nur, wer frei von aller Selbstsucht, allem Stolz und aller Eitelk vollständig unverletzbar ist, der sich auf nichts mehr etwas einbildet, es auf seine Anlagen oder Leistungen, Kraft oder Schönheit, Reichtu oder Stand, Erfahrung oder Tugend, Wissen oder Können. In solche Geistesmenschen wächst mit seiner Freiheit nicht allein die Liebe und Weisheit, sondern auch die Hoheit und die Kraft des in ihm sich bewu werdenden Gottes!

Die wiederholte Betonung der Idee individueller U sterblichkeit in diesem Programm war offenbar darauf rechnet, auch die Spiritisten, wie überhaupt alle Kreise, an ein Fortleben nach dem Tode glauben, ohne deshalb sch den Lehren der Theosophischen Gesellschaft beizupflichten, f die Neugründung und auf Umwegen für die indische Theosoph zu gewinnen. Der Hinweis darauf, daß die Vollendung einem Erdenleben nicht zu erreichen ist, legt offenbar berei indirekt eine ihrer Hauptlehren, die von der Notwendigk der Re-inkarnation, nahe.

Nach einiger Zeit — die Gründung dieser Gesellschaft e folgte gegen Ende des Jahres 1892, sie zählte binnen kurz Zeit etwa 900 Mitglieder — suchte Hübbe-Schleiden in Berl einen „Esoterischen Verein" zu gründen, der tiefer in das Wes der Theosophie eindringen sollte, und im Juni des Jahres 18 bot ihm dann die Anwesenheit des Präsidenten der englisch Theosophischen Gesellschaft in Berlin Anlaß, seinen Plan au zuführen. In der Nummer der Sphinx vom August 18 machte er folgende Mitteilung:

Während der letzten Woche des Juni und der ersten des J dieses Jahres hatten wir die Freude, den Präsidenten und Begrün der Theosophischen Gesellschaft, Oberst Henry S. Olcott, als uns Gast in Berlin-Steglitz bei uns zu sehen. Es bot uns dieses Veranlassung, endlich für den „Esoterischen Kreis" der „Theosophisc Vereinigung" diejenige feste Gestaltung anzubahnen, die wir von vo herein bezweckten, nämlich dessen Begründung als Zweig der sich fast 400 Einzelgesellschaften über die ganze Welt erstreckenden „Theo phischen Gesellschaft." Während der Theosophischen Vereinigung diejenigen angehören, die erst weniger tief in das Wesen der Theosop eingedrungen sind und deshalb auch sich noch an nationale Schran gebunden sehen, schließen sich der allgemeinen „Theosophischen G sellschaft" alle diejenigen an, die in diesem Streben schon die Geist gemeinschaft der gesamten Menschheit fühlen, und in denen das Le dieses weitern und höhern Bewußtseins pulsirt.

Viele Anhänger scheinen sich seit dieser eigenartigen E ladung für den deutschen Zweigverein der Theosophischen G sellschaft noch nicht gefunden zu haben.

Hübbe-Schleiden zog bald nach dieser Gründung in Land der indischen Mystiker und fand bei seiner Rückkehr n

eutschland die Verhältnisse sehr verändert vor, wie wir noch ſhen werden. Die Sphinx hat im Jahre 1896 aufgehört, zu ſcheinen. Ch H

Eine Woche bei den Lotophagen

4

Von meinem Kloster aus durchstreifte ich in den nächsten agen das Inselchen nach allen Seiten. Meistens begleitete ich dabei mein Gastfreund, um mich einzuführen und vorzu-ellen, wenn ich irgendwo einzukehren wünschte. Mit Trag-ühlen brachen wir am Morgen auf — die Hochsommer-tze gestattete das Wandern nur in beschränktem Maße —, ickten hie und da auf unserm Wege in einen Tempel hinein, ewunderten eine Aussicht, kosteten ein frisches Quellwasser, s wir dann gegen Mittag in einem größern Kloster Halt achten, das wert war genauer besichtigt zu werden. Die ufnahme von Seiten der Mönche war meistens eine sehr eundliche oder doch höfliche, wenn ich auch einer gewissen ıdringlichen Neugier nicht entging, die meine Person, meine leidung und mehrere mitgeführte Gegenstände, vor allem das perngla und den photographischen Apparat, genauer unter-ıchte. Lästiger als diese Neugier war mir die bei fast jeder inkehr unvermeidliche Bewirtung. Zwar waren die Speisen, ınk den vegetabilischen Grundsätzen des „Löwen vom Stamme akya", nicht so zweifelhafter Natur, wie sie sonst wohl us chinesischen Küchen hervorgehen, doch auch keineswegs ppetitlich für europäischen Geschmack. Besser mundeten mir, enn ich das Stadium der wässerigen, salzlosen, unschmack-aften Gemüse und primitiven Mehlgebilde mit Anstand absol-irt hatte und die unsaubern Schüsseln mit den Eßstäbchen urückschieben konnte, die dann vorgesetzten chinesischen Leckereien, ingemachte oder verzuckerte Früchte, süßes Gebäck, Erdnüsse . dergl. Die Bewirtung hatte ich selbstverständlich mit einem leinen Geschenke an das Kloster zu vergüten. Ich gab meistens venig, 20 bis 40 Dollarcents (40 bis 80 Pfge), hörte aber nie ine Unzufriedenheit äußern. Nur mein biederer Gastfreund nimirte mich einmal bei der Rückkehr nach Hause kräftig, daß ch doch meinen Geldbeutel weit aufthun solle, wahrscheinlich, veil er mit seinem reichen Schützling gern tiefen Eindruck machen vollte. Hingegen passirte es mir in einem der zwei Haupt-klöster, wo ich für besonders liebenswürdiges Entgegenkommen neine Dankbarkeit etwas stärker ausdrücken und einen (mexika-ischen) Dollar opfern wollte, daß mir mein Geld hartnäckig urückgegeben wurde, mit der Erklärung, man wolle keine Bezahlung.

Wer die Klöster auf Pu-tu durchstreift in der Erwartung besondrer künstlerischer Eindrücke, wird sich getäuscht finden. Von Großartigkeit und künstlerischem Geschmack kann man selbst bei den hervorragendsten Tempelhallen und Götterbild-nissen nicht reden. An der Stelle des Künstlerischen steht das Kolossale und die Ueberladung, und zwar nur an wenigen Prunkstätten; weitaus die Mehrzahl der heiligen Orte ist ein-fach und monoton in ihrer Ausstattung. Mit ihrer trüben Staffage der schmutzigen, trägen, grinsenden Mönche machen diese Höfe und Hallen in ihrer Weihrauchatmosphäre überall denselben flachen, öden Eindruck, wenn die Neuheit des ersten Anblicks überwunden ist. Das Interesse an ihnen findet erst derjenige wieder, der es versteht, von dem höhern Standpunkte einer umfassenden geschichtlichen Betrachtung aus diese Insel und ihr Leben als eine Etappe in der Entwicklung mensch-lichen Geisteslebens zu betrachten und in Weihrauchkesseln und Bronzebildern, in Tempelthoren und Erinnerungstafeln, in Bettelschalen und Mönchsgewändern die Schrift einer eigen-artigen religiösen Kultur zu lesen.

5

Die Klöster und Zellen der Insel Pu-tu stehen unter der Oberleitung zweier Abteien oder doch in einer gewissen Anlehnung an eine von ihnen. Jene zwei Hauptklöster heißen: P'u-tchi-ſſ' (Tempel der Rettung Aller) und Ta-yü-ſſ' (Tempel des Regens, soll heißen: der Fülle, der Lehre). Die Geschichte des erstern geht nach chinesischen Aufzeichnungen etwa bis zum zehnten, die des letztern bis zum Ende des sechzehnten Jahr-hunderts unsrer Aera zurück. Neben beide ist in neuerer Zeit noch ein drittes Kloster getreten, das nach einer ähnlichen selbständigen Stellung strebt, wie jene beiden sie haben. Man nannte es Wa-ting-ſſ' (Tempel des Berggipfels). P'u-tchi-ſſ' liegt in einem Thale etwa in der Mitte der Insel, von fruchtbaren Feldern umrahmt, die nach Osten zu in den Strandsand auslaufen; ein mäßig hoher Berg steigt im Norden wie schirmend hinter ihm auf. Ersteigt man dessen Höhe, so erschließt sich ein zweites, noch breiteres Thal, und an dessen jenseitigem Ende, wo das Gebirge es wieder abschließt, sieht man schon von weitem hell schimmernd zwischen den Baumriesen des Abhangs die Mauern von Ta-yü-ſſ' herübergrüßen. Das dritte erwähnte Kloster liegt ganz nahe dem am höchsten sich erhebenden Nordrande der Insel auf herrlicher, waldbestandner Bergkuppe, doch in der Ferne nicht sichtbar, weil ganz im Grün versteckt. Dieses Kloster ist gerade vor kurzem durch einen Blitzstrahl fast vollständig ein-geäschert worden. Nur die Eingangshalle steht noch unversehrt, die übrigen Gebäude waren bei meinem Besuche sehr notdürftig reparirt, und die Mönche sammelten eifrig Gelder, um einen würdigen Neubau aufführen zu können. Die beiden Abteien stehen durchaus nicht in besondrer Harmonie mit einander. Eine gewisse Rivalität zwischen ihnen ist ja nur natürlich, und vielleicht wird sie noch verstärkt durch Verschieden-heiten der religiösen Strömung, denen freilich das Auge des Fremden nicht recht beikommen kann. Im ganzen macht das Kloster P'u-tchi-ſſ' einen etwas verfallnen Eindruck, während in Ta-yü-ſſ' alles neuer und behäbiger erscheint. Der Abt von P'u-tchi-ſſ' war eine lange, hagere, leicht vornübergebeugte Gestalt. Sein Blick hatte etwas Stechendes, Unfreundliches. Als mein Gastfreund mich bei ihm einführte, empfing er mich äußerlich höflich, behielt aber doch in seinem Wesen etwas Zurückhaltendes, als wolle er seine Stellung oder seine welt-entrückte Heiligkeit beständig zum Bewußtsein bringen. Ganz anders sein Kollege von Ta-yü-ſſ', ein Mann von kleinerer Natur, mit vollem, gutmütig-schlauem Gesichte, der in be-haglicher Freundlichkeit über eine Viertelstunde lang in einem sonnigen kleinen Gastzimmer bei Süßigkeiten und Samschu mein sehr mangelhaftes Chinesisch zu verstehen suchte, bisweilen wohl ein wenig erlustigt, aber doch stets höflich.

Welch ein seltsames Bild ist es doch, wenn der Europäer mit seiner westlichen Bildung und seinem Vorstellungskreise hier unter diesen geschweiften Tempelportalen steht und dies Treiben orientalischen Lebens in sich aufnimmt, ein Bild, so voll von wunderlichen Reminiscenzen, und doch auch ganz neu und eigenartig!

6

Durch die Zweige der mächtigen Bäume, die die Dächer von P'u-tchi-ſſ' überschatten und umrauschen, blitzen die Sonnen-strahlen. Die Schatten der Blätter zittern am Boden des Platzes, der die „Halle der vier Himmelsfürsten" von der Haupthalle trennt. Wir lehnen an der Holzwand dieser Haupt-halle, aus deren Halbdunkel die bronzirten Riesengestalten der Kwan-yin und des Wei-to zu uns herüberglänzen. Das Ge-murmel der Pilger drinnen, der schlürfende Schritt einzelner Mönche, das Windesrauschen in den Zweigen über uns, leises Zirpen von Vögeln, dann und wann ein helleres Gelächter oder Arbeitslärm aus einem der Nebengebäude umspielt unser Ohr, während das Auge träumend auf den steinernen Stufen weilt, die vor uns zum Erdboden hinab führen, dann darüber hinausgleitet zu dem Wasser des Teiches draußen vor dem Tempel und zu den grünen, im Glanz des Morgenlichtes schimmernden Lotusblättern.

Plötzlich ertönen dumpfe Klänge der Gongs und helleres Klappern der sogenannten Fischköpfe, der ewigen Attribute des buddhistischen Bettlers. Dort um die Ecke biegt die Mönchs-prozession, den Abt an der Spitze. Ein langer Zug, zu Zweien geordnet, bewegt er sich zunächst auf dem Hofraum hin und her,

und für eine Weile huschen die zitternden Blätterschatten über glattgeschorene Schädel und schmutziggelbe Gewänder der gravitätisch dahinwandelnden Heiligen. Seltsame Gesichter! Seltsame Schädelbildungen, von keinem Haarwuchs verhüllt! Jetzt ziehen sie langsam die Treppe hinauf, an uns vorbei, ins Innere der großen Halle. Wir treten mit ein. Sie umgehen die Götterbilder in der Mitte, stumpfen Blickes, nachlässigen Schrittes, einige mich neugierig musternd, andre wie schlafwandelnd. Hoch hebt sich über uns die Halle mit ihrer Holzdecke; riesig starren auf uns nieder die verehrten Figuren; träge qualmen die Räucherkerzen, schwer wälzt sich die Dunstwolke über unsern Häuptern zur Höhe. Gleich hinter dem Abte wandelt eine junge Frau, eine Pilgerin, als die zweite in der Prozession. Mit dem Preise von 16 Dollars, sagt man mir, hat sie sich diese Ehrenstelle erkauft. Was mag sie wollen von den ewigen Mächten? Welchen Trost oder welche Hoffnung will sie heimtragen von dem Angesichte der Götter in ihre Wohnung am Festlande? Auch Taoistenmönche finden sich unter den Prozessirenden, deutlich abstechend von den geschorenen Köpfen der Buddhisten durch ihr volles, in einen Knoten gebundnes Haar. Den Schluß bilden ein paar höchst unheimlich aussehende Gesellen, mit halblangem Haar und tückischen, verwilderten Zügen. Man versicherte mir, es seien Verbrecher, denen für früher begangene Unthaten bereits der Zopf abgeschnitten sei. Es soll öfter vorkommen, daß ein Kloster dem bürgerlich Verfehmten die letzte Zuflucht gewährt.

Die Mönche wenden sich wieder dem Ausgange zu. Dicht an mir vorüber schreitet der Abt und wirft einen scharfen Blick auf mich; auch das junge Weib hinter ihm sieht mich einen Augenblick mit harmlosem Staunen an. Dann wandelt das Ganze vorüber, vorüber wie ein Traum, wieder hinab in den Hof und davon. Die dumpfen Schläge der Instrumente hallen noch eine Weile nach.

Es liegt etwas Dumpfes, Drückendes über der Mystik dieses stummen Zeremoniells. Das sind nicht mehr Gautamas Spuren, des Fürstensohnes von Kapilavastu. Eher schon rief ein andres Bild seine Gestalt lebhafter in die Erinnerung.

In einem Mönchsauditorium sind wir. In einem der Tempelräume von Fa-hü-ssĭ' sitzen fünfzig bis sechzig der gelbgewandigen Bettler und werden von dem Abte unterwiesen. Es ist eine weite, helle, hochragende Halle, aus Holz gebaut, von einzelnen Säulen getragen. Von den terrassenförmig aufsteigenden Gebäuden der Abtei liegt sie fast am höchsten, nur eine breite Flucht von Wohn- und Gasträumen zieht sich noch quer hinter ihr her den Abhang hinauf. An der offnen Thür grüßt uns ein prachtvoller Ausblick, vorn die grünumkränzten Schnörkel der Klosterdächer, weiterhin Thal und Höhen, weißschimmernde Häuschen und das schäumende Meer. In das sonnenbestrahlte Landschaftsbild hinein schallt aus dem Innern die volle, biegsame Stimme des vortragenden Abtes. Er thront auf einer Art Katheder vor den in der Mitte des Hintergrundes prangenden Götterbildnissen, vier Darstellungen der Kwan-yin. Die Breite des Raumes vor ihm füllen etwa zehn Bänke aus, einfach und ohne Lehne, auf denen die Zuhörer Platz genommen haben. Kein sehr aufmerksames Auditorium. Während er aus einem aufgeschlagen vor ihm liegenden Buche Satz für Satz vorliest und kommentirt, schweifen ihre Blicke über das schlaff in der Hand gehaltne Buch hinweg, starren träumend auf den Boden und in das heilige Gerümpel, das die Ecken der Halle füllt. Hie und da spielt ein Finger nachlässig mit dem Rosenkranz. Indem ich vorsichtig, um die Andacht nicht zu stören, die fromme Versammlung umschreite und hinter den Kwan-yin-Bildern ein paar traurige Gemälde von Jüngern des Heiligen betrachte, die durch den ihre Häupter umgebenden Heiligenschein die Gedanken an die große Kontroverse des Verhältnisses von Buddhismus und Christentum zu einander in mir wecken, folgen mir die Gesichter der meisten Mönche mit stumpfer Neugier oder freundlichem Grinsen. Und über die geschornen Häupter dahin rollen derweile die alten Worte der indischen Weisheit von dem Rätsel der Existenz und seiner Lösung, vom Leiden des Lebens und der Erlösung.

7

Ja, seine Worte sind noch hier. Aber sein Geist? Welch ein naive Volksreligion ist doch der ursprünglich so reflektirende, die seltnen Geister suchende Buddhismus geworden! Bis in die tiefsten Tiefen hat der Gedanke des Buddha den Boden unsrer Existen aufgewühlt. Nachher aber haben sie es hübsch wieder fest getreten und sich gemütlich und ordentlich darauf angebaut Da stehen nun die Klöster und Abteien. Herrscht noch der Geist jener Predigt zu Benares darin, mit der der Erleuchtete seine ersten Schüler auf den neugefundnen Weg wies? Dieser Buddhismus hier ist ja nur ein Beweis mehr für die unbe siegbare Zähigkeit, mit der die Masse der Lebendigen der Größe einzelner Genies, die umgestaltend, despotisch aus ihrer Mitte auftauchen, wieder Herr wird. Das ist der Gang der Entwicklung. Kein Sprung, kein Riß, kein atemloses Vor wärtsstürmen bis zum Ziel. Langsam schreitet die Menschhei auf ihrem schweren Pfade weiter, schwerfällig jeden Schrittbrei Bodens prüfend, ehe sie sich ihm anvertraut. Die große Idee die der göttlich Durchleuchtete unter sie schleudert, wird belaste mit dem Joche gewöhnlicher Auffassungen und Bedürfnisse, un anstatt die Millionen in rasendem Fluge aufwärts zu ziehen muß sie den „breiten Schichten" Frohndienste thun. Aber o das nicht auch ein Gesetz des Segens ist? Denn was ist di Idee auch der göttlich Durchleuchteten? Ist es die letzte Wahr heit, sodaß die Menschheit sich ihr willenlos anvertrauen darf? Hat sie das Recht, hinzureißen zu jenem rasenden Flug ans Ziel?

Als ich am letzten Abende meines Aufenthaltes auf Pu-t spät allein vor meinem Kloster auf dem Erdboden saß, di halbe Dämmerung der klaren Sommernacht belauschend, wa mirs, als tönten noch einmal in mein Ohr die Worte de lehrenden Abtes, und als neigten sich vor meinem Auge wiede die hagern Gestalten der Bettelmönche über ihre Bücher Leiden — Erlösung, — — die Natur um mich her mit den unfaßlichen Zauber solch stiller, halbverhüllter Schönheit schien wehmütig zu lächeln zu dem seltsamen Menschentreiben, den sie doch ihren Reiz leiht. Leiden —? Erlösung —? Mein ihrs gefunden zu haben, das Geheimnis von Tod un Leben?

H. Hackmann

Die religiöse Garantie des Eigentums

Als ich vor einem Jahrzehnt ins Amt trat, hörte ich i meiner Gemeinde viel über Forst- und Felddiebstähle klagen während Hausdiebstahl so gut wie gar nicht vorkam. Di Leute holten aus dem Walde Raff- und Leseholz, Laub, Beeren und mehrfach kamen deshalb Bestrafungen vor. Vom Feld wurde Gras, Klee, auch bisweilen Kohlköpfe und Fruchtgarben gestohlen. Meist waren die Thäter kleine Leute; Laub holte aber auch die Bauern. Anstoß nahm man in der Gemeind nur am Felddiebstahl, und mehr an dem Wegnehmen vo Garben als an dem Mitnehmen einer Schürze voll Klee. E that also not, das sittliche Bewußtsein zu schärfen, und ic machte in meinen Predigten mehrfach von diesen Dingen ein Anwendung auf das siebente Gebot. Ich redete den Leuten ins Gewissen, daß vor Gott das Wegnehmen von Laub un Reisig ebenso schwer wiege wie das Wegnehmen eines Porte monnaies. Nach einiger Zeit kam mir zu Ohren, daß mehrer Gemeindeglieder erklärt hatten, sie würden nicht mehr zur Kirch gehen, wenn ich nicht mit den Feld- und Forstdiebstählen au hörte. Ich schloß daraus, daß der Stachel ins Gewissen ein gedrungen sei, und ließ mich nicht beirren. Es versicherte mich auch einige Besitzer, denen Frucht vom Felde gestohle war, ihrer Zustimmung. Ein Bauer, zugleich Kirchenältester erklärte mir allerdings, daß er bei Streumangel Laub aus der Walde holen müsse und werde, wenn es auch noch so sehr ver boten sei. Die Worte machten mich etwas stutzen; aber schließlic zog ich doch nur den Schluß daraus, daß die Trübung de sittlichen Bewußtseins noch stärker in der Gemeinde sei, al ich von Anfang geglaubt hatte. Ich predigte also weiter.

Zugleich lebte ich mich in der Gemeinde ein und lernte au

ihre Vergangenheit kennen. Ich erfuhr, daß die Vorfahren ungehindert ihren Bedarf aus dem Holze geholt hätten. Dies Recht sei der Gemeinde aber nach und nach genommen worden. Ich hörte, daß meine Filialgemeinde vor Jahren mit den Gutsherren einen Laubprozeß geführt hatte. Der Prozeß war im Namen der Gemeinde geführt worden und verloren gegangen, weil nicht nachzuweisen gewesen war, daß die Leute das Laub bewußt in ihrer Eigenschaft als Gemeindeglieder geholt hatten. Der Gemeindeverband war auch nicht rechtsgiltig gewesen (er wurde deshalb hernach aufgehoben und die Gemeinde in Gutsbezirke zerlegt), die Gemeinde als solche hatte also gar kein Recht erwerben können. Einige Gemeindeglieder wiesen für ihr Haus das Verjährungsrecht zum Laubholen nach und dürfen nun bis heute Laub fahren. Den Andern aber ist es untersagt, obwohl feststeht, daß ihre Vorfahren nicht darin gehindert worden sind. Durch eine Formalität ist ihr Recht zu Schanden geworden. Ich machte auch noch andre Erfahrungen. Während früher das Raff- und Leseholz aus dem königlichen Forst Jedem ungehindert zur Verfügung gestanden hatte, wurden dann der Ordnung halber Holzzettel ausgegeben. Mit der Zeit wurde die Zahl dieser Holzzettel immer mehr beschränkt und die Gebühr dafür immer mehr erhöht. Jetzt sollen nur noch Witwen einen solchen bekommen. Witwen, die durchaus in günstigen Verhältnissen leben, erhalten solche Zettel; eine Frau aber, die von ihrem Manne verlassen war und in großer Not lebte, konnte keinen erlangen, weil sie nicht in das festgesetzte Schema paßte. Unsre Ortsarme, die im Armenhause wohnt, mußte sitzen, weil sie sich Holz gesammelt hatte. Aber als ich einmal mit einem Gutsherrn eine Auseinandersetzung über die Lohnverhältnisse der ländlichen Arbeiter hatte, rechnete er in das Einkommen dieser Leute, daß sie Gras und Kornähren vom Felde mitzunehmen pflegten, um ihr Vieh damit zu füttern; er betrachtete also das entnommne Gewächs als einen Lohnposten gleich den andern.

Je mehr ich derartige Erfahrungen machte, je mehr mir zum Bewußtsein kam, wie fadenscheinig die Gründe für derartige Eigentumsrechte sehr oft sind, und wie wenig Wurzeln sie im Rechtsgefühl des Volks haben, desto mehr verschwand der Feld- und Forstdiebstahl aus meiner Predigt; und es ist gewiß schon lange her, seitdem ich das siebente Gebot zum letztenmal damit illustrirt habe. Ich habe selbstverständlich niemals behauptet, daß derartige Eigentumsrechte unverbindlich seien; aber ich fühle nicht mehr das Bedürfnis, die ganze Macht des religiösen Gedankens dafür ins Feld zu führen. Ich überlasse es dem Staate, die Durchführung dieser Rechte zu sichern. Ich halte es jetzt damit ebenso wie mit sonstigen Polizeivorschriften. Auch hier rede ich einem Menschen nicht mit Römer 14 ins Gewissen, der etwa über eine polizeilich gesperrte Brücke fährt, wie ich selbst es beständig thue und thun muß.

Auf Grund solcher Erfahrungen habe ich es mit Freuden begrüßt, daß Naumann auf dem letzten Evangelisch-sozialen Kongreß ernstlich die Frage gestellt hat, inwiefern die christliche Kirche das Eigentumsrecht mit religiösen Garantien umgeben solle.*) Von Jahrhundert zu Jahrhundert erweitert sich der Geltungsbereich des siebenten Gebots, und das Los der Armen wird durch die stetige Erweiterung des Eigentumsrechts immer mehr erschwert. Soll die Gemeinde Christi das einfach hinnehmen und weiter nichts thun als hinter der rechtlichen Entwicklung hergehen und ihren Weg heiligen? Der preußische Oberkirchenrat hat erklärt, die evangelische Kirche dürfe keinen Einfluß im Staatsleben erstreben. Kann sie diese Weisung als die richtige anerkennen auch gegenüber der Entwicklung des Eigentumsrechts? Soll sie lediglich das Stehlen verbieten, den Staat aber allein bestimmen lassen, was Stehlen sei? Wir müssen uns doch fragen: Gebrauchen wir das siebente Gebot noch in dem Sinne, wie Moses es gegeben und Jesus es nicht wiederholt hat? Und geht es ohne weiteres an, dasselbe Gebot mit derselben religiösen Garantie zu umgeben, auch wenn sich der Sachverhalt, auf den es sich bezieht, inzwischen sehr erheblich verschoben hat?

Es kann doch kein Zweifel darüber sein, daß seit Moses Zeiten tausend Dinge zum Eigentum gemacht sind, die damals kein Mensch für Privateigentum gehalten hat. Und wenn wir nur an Deutschland denken, so ist in den alten Zeiten, als es noch kein Privateigentum an Wald, Weide und Wasser gab, unsern Vorfahren das siebente Gebot in einem viel weniger drückenden Sinne entgegengetreten als uns heute. Damals war das Abpflücken einiger Heidelbeeren, das Sammeln von Holz, Reisig und Laub, das Fischen und Weiden kein Stehlen. Heutzutage sind alle diese Dinge unter den Schutz des Eigentumsrechts gestellt, und die Kirche muß dies Recht schützen helfen, indem sie auch vor Laub, Reisig und Beeren das Verbot stellt: Du sollst nicht stehlen!

Sie hat ja freilich bis jetzt nicht viel Erfolg damit gehabt, wie die Erfahrung tagtäglich beweist. Unser Volk hält im großen und ganzen das Mitnehmen solcher Dinge nicht für Diebstahl. Und selbst der Staat taxirt den Feld- und Forstdiebstahl nicht so schwer wie das Wegnehmen andrer Dinge, die durch menschliche Bearbeitung auch nach dem Rechtsgefühl des Volks einen Eigentumswert erhalten haben. Es wird z. B. im Reichsstrafgesetzbuche nicht mit entehrender Strafe bedroht, wer von einem fremden Grundstücke Erde, Lehm, Sand, Grand oder Mergel gräbt, Plaggen oder Bülten haut, Rasen, Steine, Mineralien oder ähnliche Dinge wegnimmt. Hier steht nur Geldstrafe oder Haft in Aussicht. Also der Staat selbst kennzeichnet ein solches Vergehen nicht als Diebstahl im strengen Sinne. Soll nun die Kirche mit ihrer ganzen Autorität das volle Gewicht des siebenten Gebots darauf legen? Soviel ich weiß, behandelt auch die katholische Kirche derartige Vergehen nicht als Todsünden.

Wie aber der Staat hier das Eigentumsrecht nicht in seiner vollen Schärfe ausgeprägt hat, so soll er auch sonst den Eigentumsbegriff nicht zu sehr überspannen. Die Kirche hat auch daran ein Intresse, daß der Arme nicht auf Schritt und Tritt von Versuchungen umgeben ist. Wie die Kirche für den Besitzenden sorgt, indem sie seinen Besitz unter den Schutz des siebenten Gebots stellt, so soll sie auch für den Besitzlosen sorgen, indem sie seinen Mangel unter den Schutz der sechsten Bitte stellt. Das ist die Pflicht der Kirche, und wenn sie selbst zu dem Zwecke einen Einfluß auf das Staatsleben erstreben müßte. Freilich hat die Kirche bisher viel mehr auf den Schutz des Eigentums als auf eine rechte Ordnung des Eigentumsrechts gehalten. Das Gesetz des Moses aber, das den Satz aufstellt „Du sollst nicht stehlen," hat in umfassendster Weise auch dafür gesorgt, daß die Armen nicht zu kurz kämen. Man lese z. B. 3. Mose 19 und 5. Mose 24. Es geht doch nicht an, daß man von Moses nur das festhält, was zum Schutze der Besitzenden gesagt ist, und das fahren läßt, was er zum Schutze der Besitzlosen verordnet hat. Und es ist auch schwer einzusehen, warum das Recht der Habenden einen ewigen Anspruch auf religiöse Garantie haben sollte, das Recht des Armen auf solche Garantien aber zeitlich bedingt und deshalb heute nicht mehr verbindlich wäre. Was dem Einen recht ist, ist dem Andern billig. Will oder soll aber die Kirche einen Einfluß auf die Bildung des Eigentumsrechts nicht erstreben, dann — ja, dann?

Gustav Habermann

Das verlorene Lachen

Von Gottfried Keller*)

Wie groß auch der Kreis von Verehrern Kellers sein mag, es giebt noch unendlich Viele unter unsern Gebildeten, insbesondre unter den christlich Gesinnten von ihnen, die eine

*) Was Naumann dort gesagt hat, sind Gedanken von schwerstem Ernst und großer Tragweite. Gerade unsre Universitätstheologie sollte das Ihre thun, sie mit durchzudenken. Aber selbst ein so freundlicher Beurteiler des Kongresses wie Professor Beyschlag in den deutsch-evangelischen Blättern erkennt in jenen Ausführungen nur einen Anlauf, dem siebenten Gebot „etwas am Zeuge zu flicken" (Heft 7, S. 501.) Um so willkommner ist uns obige Erörterung. D H

*) Die Leute von Seldwyla. Erzählungen von Gottfried Keller. 2. Band. (Gesammelte Werke, 5. Band.) Geb. 3,80 Mk.

ablehnende oder verständnislose Haltung ihm gegenüber einnehmen. Zum Teil kann man das ja verstehen. Die scharfe kritische Stellung zum überlieferten Kirchentum, noch mehr freilich gegen „freisinnige Theologie," die durch die Erfahrungen des Revolutionsjahres und den siegreichen Einfluß Feuerbachs geweckte Skepsis gegen vieles, das uns unvergänglich erscheint, mag manchen unter uns unheimlich anmuten. Keller will, wie alles in der Welt, historisch verstanden sein, und dazu sind noch nicht Alle fähig, wie große Fortschritte auch der geschichtliche Sinn unter uns gemacht hat. Wenn ich im Folgenden versuche, Einiges über eine der schönsten Dichtungen des Schweizer Meisters zur Erläuterung zu sagen, so will ich gleich vorausschicken, daß die Hauptsache nicht durch eine Erklärung geleistet werden kann. In erster Linie kommt es doch auf die poetische Empfänglichkeit der Leser an. Poetische Empfänglichkeit, das heißt vom Dichter sich in ein fernes Land führen lassen, mit seinen Augen die Wunder der Natur und Menschenwelt sehen, die er in goldnem Farbenglanz vor uns ausbreitet. Man lasse sich anwehen von der Frische und Kraft dieser Poesie, die in der Luft der Schweizerberge geboren ist und den würzigen Duft der Alpenblumen nicht verleugnet. Man gebe sich diesem Schriftsteller gefangen, der mit seiner kraftvollen, an der Sprache der Bibel genährten und mit der Mundart seiner Heimat durchsetzten Ausdrucksweise unser Ohr und Herz wahrhaft erquicken kann. Wie ein Stahlbad erfrischt uns diese markige Rede. Und wer noch nicht abgestumpft ist, wird ihn lieben vor allem um seiner Naivität willen. Naiv im herrlichsten Sinne nennen wir ihn; eine starke, unverdorbne, echte Empfindung beseelt ihn, in unbewußter und stolzer Männlichkeit schreitet seine behaglich breite und doch straff gegliederte Erzählung dahin. Es ist viel gesagt, aber ich glaube nicht zu viel, wenn wir ihn nennen: einen modernen Homer, der an Goethes Prosa eine zweite Schule durchgemacht hat. Goethisch ist die Plastik der Anschauung und Vorstellung, vor allem die Liebe und Hingabe in der Schilderung des froh bewegten Menschenlebens in Liebe und Haß, Stolz und Demut, Besitz und Erwerb, Armut und Leichtsinn, Jugend und Alter. Liebe zum Wirklichen und Freude am Leben, und über das Böse ein gutmütiger Spott ohne Entrüstung. Das treibende ethische Motiv ist bei ihm durchweg der Sinn für das Echte, die Wahrhaftigkeit.

Man kann Niemand dazu überreden, das „verlorne Lachen" schön zu finden. Aber offen gesagt, mir thut der leid, dem der stattlich-schöne Jukundus mit seiner biedern Ehrlichkeit, seiner Ungeschicklichkeit in dem verwirrenden Getriebe des Großhandels und seiner Tüchtigkeit da, wo es sich um übersehbare Verhältnisse handelt, mit seinem wahrhaft rührenden Schicksal nicht ans Herz greift. Wie ihm sein köstliches Lachen verloren geht, weil er seine Frau und ihre Achtung verlieren muß. Wie er dann in eine unwürdige Gesellschaft gerät, in deren Mitte ihm die unsagbare Größe seines Verlustes klar wird. Wie er sich wiederfindet und so dann auch allmählich sein Glück. Noch mit mehr Liebe ist die stolze Justine geschildert. Ihre Schönheit und ihr Lachen gewinnt uns so sehr für sie, daß wir auch im Folgenden sie lieb behalten, wo in ihr die besitzende Kaufmannstochter zum Durchbruch kommt, die die Armut haßt und den Mann, der nicht die Fähigkeit hat, reich zu werden, nicht mehr achten kann. Das ist der Hauptreiz der Kellerschen Erzählungen, daß die Menschen, die er darstellt, uns durch ihre Wirklichkeit so lebendig ansprechen, daß man sie nicht wieder vergißt. Sie sind weder Engel noch Teufel, aber erst recht keine Durchschnittsmenschen. Sondern echte Menschen mit ihren Grenzen und doch auch wieder Jeder mit einem Stück Ewigkeit und Gottesebenbildlichkeit. Und ihr Geschick ist, gerade weil es so durch und durch individuell ist, so außerordentlich typisch. Kein Schriftsteller, der weniger Tendenz hätte und doch, wie viel Weisheit und Lebenserfahrung bringt er dem, der lernen will!

Freilich enthält unsre Novelle auch einen Teil, den man tendenziös nennen könnte. Mit dem novellistischen Motiv im engern Sinne ist ein religiöses verbunden. Wir sehen Justine zuerst unter dem Einfluß eines reformerischen, freisinnigen

Pastors; mit ihrem Liebes- und Lebensglück bricht der religiöse Halt, den sie an ihm zu haben glaubte, zusammen. Das kommt ihr charakteristischerweise zum Bewußtsein, wie der äußere Glanz ihres Ehrenhauses zergeht. Darauf sucht sie neuen Halt bei einigen „pietistischen Frauen", aber auch hier findet sie ihn nicht, bis sie schließlich bei ihrem „ungläubigen" Manne nicht nur ihr Glück, sondern auch den „Glauben" wiederfindet. Die religiöse Seite des Buches ist es hauptsächlich, um deretwillen wir es hier zur Sprache bringen.

Die drei Typen, die der Dichter schildert, der freisinnige Pfarrer, die pietistischen Frauen und der ungläubige Jukundus, sind uns alle in hohem Maße wichtig und lehrreich. Um so mehr, als wir es heute wissen, daß Keller lauter ganz bestimmte Erscheinungen, die ihm in seinem Leben begegnet sind, damit hat porträtiren wollen. Der Pfarrer gehört zu den freisinnigen Theologen, die „um keinen Preis den Anschein haben wollen, als ob sie hinter irgend einer Sache zurückblieben, nicht Alles wüßten und nicht an der Spitze der Dinge stünden." Diese „rüsteten sich mit schweren Waffen und setzten sich auf die äußersten Zweige des Baumes hinaus, von wo sie einst mit großem Klirren herabfallen werden." In diesem „Herabfallen werden" kommt mit unvermittelter Derbheit der Standpunkt des Dichters zu Tage, der mit unverhohlener Ironie und grimmigem Spott die Thätigkeit des aufgeklärten Pfarrers schildert und dieser Schilderung durch die Wiedergabe einer wahrhaft abscheulichen Predigt die Krone aufsetzt. Die große Unwahrheit, die das Leben dieses Mannes erfüllt, ist nicht bloß der Zweifel an einzelnen Dogmen, sondern das Bewußtsein, daß der „Tabernakel," den er zur Verehrung anpreist, wirklich leer ist. Er weiß, daß er kein Evangelium, keinen Trost mehr zu bieten hat, fährt aber fort zu predigen, als ob der Tabernakel noch einen Inhalt habe. Charakteristisch ist nun, daß dies Gebahren des Pfarrers hauptsächlich deshalb von dem Dichter als unpassend empfunden wird, weil er damit den Anspruch verbindet, diejenigen, die längst die Leerheit seiner Verkündigung gemerkt haben, sich zu unterwerfen:

Ich bin des aufdringlichen Wesens und der Plattheiten aller dieser Unberufnen müde, die auch nichts wissen und mich doch immer behüten wollen.

In diesen Worten sträubt sich das kraftvolle Selbstbewußtsein des Mannes, der auf seinem eignen Gewissen zu stehen entschlossen ist, gegen die Bevormundung durch Andre, zumal wenn er zu ihrer Wahrhaftigkeit und dem Inhalt dessen, was sie sagen, kein Vertrauen mehr haben kann. Jede Kirche zu aller Zeit muß mit dieser Stimmung der nachdenkenden und charaktervollen Männerwelt rechnen. Können wir nicht diese Art Männer für das Evangelium, das wir predigen, gewinnen, so steht es um unsre Sache schlecht. Ein Kirchentum, das nur auf die Beteiligung der Frauen gegründet ist, hat keinen Halt auf die Dauer. Besonders uns wohlverleumdeten neueren Theologen mag das eine Lehre sein. Wissen wir nicht, daß der größere Teil der kirchlich interessirten Männerwelt trotz mancher Zweifel und Bedenken sich immer noch lieber an die Geistlichen hält, bei denen sie eine geschlossene und überzeugte Zustimmung zum Alten voraussetzt, als zu uns, die wir einstweilen den Beweis unsrer Kraft noch nicht erbracht haben? Wie oft habe ich gehört, daß Männer mit religiöser Sehnsucht im Herzen schlechterdings gegen die Dinge, die wir bringen, unempfänglich sind, weil sie das Gefühl haben, wir hätten nur etwas Halbes zu vertreten, im Grunde sei der Tabernakel auch bei uns leer. Es ist gut und heilsam, daß wir uns diese Thatsache immer und immer wieder klar machen und daraufhin unsre Verkündigung prüfen; laßt uns für die Männer predigen, dann werden wir auch den Frauen genügen!

Sehr tiefblickend ist es, wenn Keller als das religiöse Hauptmanko hervorhebt, daß der Pfarrer von Schwenau nicht mehr an die Unsterblichkeit der Individuen glaubt und statt dessen eine pantheistische Lehre vom Aufgehen im All verkündigt.

Zwar sei der Wissenschaft zuzugeben, daß die persönliche Fortdauer der Seele ein Traum der Vergangenheit sein dürfte. Wolle und müsse inzwischen einer doch darauf hoffen, so sei ihm das unbenommen; im übrigen aber sei die Unsterblichkeit jetzt schon und in jedem Augenblicke da. Sie bestehe in den unaufhörlichen Wirkungen,

e aus jedem Atemzug in den andern folgen und in denen die Geihr ewiger Fortdauer liege. Seinen Schilderungen konnte denn die ivermählt gebliebne Greisin entnehmen, daß wir in unsern Kindern id Enkeln fortleben; der Arme im Geist getröstete sich der unsterbhen Fortwirkung seiner Gedanken und Werke; der durch hausilterischen und sparsamen Sinn oft Geplagte freute sich, daß nicht ein tom seines Leiblichen wirklich verloren gehe, sondern in dem Hausilte der Natur in ewig wechselnder Gestaltung zu Ehren gezogen eiben und verschwenderisch zur Hervorbringung von tausend neuen eimen beitragen werde. Der Mühselige und Beladne endlich durfte auf n durchgreifendes Ausruhen von aller Beschwerde hoffen.

Den Zusammenbruch seines Systems erlebt der Pfarrer, ie er mit seinen pantheistischen Trostgedanken vom Bette ner sterbenden Greisin weggewiesen wird, die bestimmt offt, in der Ewigkeit ihre Kinder wiederzusehen. Das erhütternde Ende seines Wirkens, womit auch der Glaubensurz Justinens verbunden ist, will Keller als etwas Typisches instellen, offenbar, weil ihm die geschilderte Spezies von Pfarrer häufig zu sein scheint. Man bedenke nun, daß unser Publikum dieser Schilderung zustimmt und daraus die gleiche Stimmung gegen den heutigen geistlichen Stand ableitet. Wer weiß denn, daß hiermit eine ganz bestimmte zeitlich begrenzte Gruppe von Schweizer Reformpastoren gemeint ist? Man dehnt s natürlich auf alle Pfarrer aus. Wer weiß denn, daß unter unsern Geistlichen, mögen sie sich nun Ritschlianer oder Antiitschlianer nennen, ein neuer Glaubensbegriff, neue Freudigkeit und Freiheit von ertötender Ueberlieferung und bei alledem ine feste Ueberzeugung eingezogen ist? Wer kümmert sich so viel um die innern Vorgänge in unsrer Theologie? Damit gilts zu rechnen. Wir haben die Pflicht, den Beweis zu liefern, daß wir selber glauben, überzeugt sind, vor allem vom ewigen Leben unsrer Seele. Im letzten Grunde ist dies doch der Punkt, um dessen willen die Menschen nach Religion verlangen. Hier eine feste Ueberzeugung zu haben ist wichtiger, als irgend welche Stellung zum Dogma.

Ein rührendes und unbeschreiblich ergreifendes Gegenbild zum Pfarrer von Schwanau ist das wallfahrende Mütterlein, die zur Mutter Gottes geht:

> Wenn ihr wüßtet, wie süß und lieb sie ist, wie schön und glänzend! Und welche Macht besitzt sie, welche Klugheit! Für Alle weiß sie Rat, und Alles kann sie!

Aber das eigentliche Wesen der Frömmigkeit erscheint in den zwei pietistischen Frauen verkörpert, mit ihrer wahrhaften Demut und Liebe. Unübertrefflich fein ist die Szene, in der diese zwei Frauen der Justine das Evangelium verkündigen wollen und nun aus ihrer „menschlich schönen Anmut“ in eine „hartige Trockenheit“ verfallen, indem sie „eintönig und farblos, wie ein Auswendiggelerntes“ die dogmatische Lehre vom Sündenfall u. s. w. vortragen.

> Dazu redeten sie unbeholfen und ungefällig, ja befehlshaberisch in Hinsicht auf das bei jedem zweiten Worte wieder geforderte Glauben.... Da sah Justine, daß die guten Frauen ihren Frieden wo anders her hatten, als aus ihrer Kirchenlehre, .. daß sie die Nahrung aus den freien Himmelslüften zogen.

Das Glaubensbekenntnis des Jukundus schließlich, wahrscheinlich das des Dichters selbst, ist nun freilich dürftig genug. Eigentlich mehr nur negativ, insofern als es jede Bevormundung durch die Kirche ablehnt. Immerhin dürfen wir den Ernst und die Wahrhaftigkeit seines Empfindens nicht verkennen. Uns aber, die wir an der Verkündigung des Evangeliums zu arbeiten haben, legt sich von neuem die große Aufgabe auf die Seele: Wie machen wirs, daß wir den Einfältigen und den Nachdenkenden, den männlichen und den kindlichen Seelen zugleich genügen und sie von der Wahrheit des Evangeliums überzeugen?

Ein Buch, das solche Fragen aufnötigt, kann kein schlechtes sein. Johannes Weiß

Verschiedenes

(Der Evangelische Oberkirchenrat und Freiherr von Stumm) Der Streit zwischen dem Freiherrn von Stumm und den evangelischen Geistlichen im Saargebiet, über den unsre Leser in Nr. 35 und 36 eingehend unterrichtet sind, hatte zunächst eine den Geistlichen günstige Entscheidung des rheinischen Konsistoriums, daraufhin aber eine Be-

schwerde des Freiherrn an den Berliner Oberkirchenrat zur Folge. Die Antwort des Oberkirchenrats (vom 26. Mai) wurde bisher, nach dem was öffentlich von beiden Seiten verlautete, in ihrem wesentlichen Inhalt als günstig für die Geistlichen aufgefaßt, sofern der von dem Freiherrn gegen sie beantragten Untersuchung nicht Statt gegeben worden ist. Nun hat neuerdings Stumm den Wortlaut des ihm zugegangnen Schreibens in der Saar- und Blieszeitung veröffentlicht, ohne Zweifel weil er damit beweisen zu können meinte, daß der Oberkirchenrat keineswegs gegen ihn entschieden habe. Und in der That hat die Oeffentlichkeit dieses Schreiben fast überall als eine devote Verbeugung vor Herrn von Stumm aufgefaßt.

Wir überlassen die Wiedergabe des Wortlauts unsrer Chronik (Nr. 29; vgl. Nr. 25). Zur Sache bemerken wir, daß die oberkirchenrätliche Entscheidung nach unserm bleibenden Eindruck doch zu Gunsten der Geistlichen ausgefallen ist: Ablehnung des Antrags auf Untersuchung und damit indirekte Bestätigung des vorhergehenden Bescheides der rheinischen Konsistorialbehörde, der für die Geistlichen eintrat. Was aber berechtigtes Aufsehn erregt, ist der Ton, in dem die oberste preußische Kirchenbehörde mit dem Freiherrn redet. Wer die unbrüderliche und oft geradezu abschreckend unhöfliche Art kennt, in der vielfach preußische Kirchenbehörden mit ihren Pfarrern oder mit schlichten Gemeindegliedern, aber auch mit unbequemen Magistraten u. dgl. reden, der steht erstaunt vor der Liebenswürdigkeit und Zuvorkommenheit, mit der Herrn von Stumm die Pille verzuckert ist. In diesem Tone etwa redet man mit einem Vorgesetzten oder einer Oberbehörde. Das Schreiben ist natürlich vom Oberkirchenrat nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt gewesen. Nun Stumm es doch veröffentlichte, sieht der Oberkirchenrat, mit wem er es zu thun hatte. Wenn aber z. B. „Die Zeit“ dieses Verhalten des Oberkirchenrats auf unser Staatskirchentum zurückführt, so sind wir der Meinung, daß derlei Verbeugungen vor den Mächtigen und Reichen durch das Freikirchentum nicht unmöglich gemacht werden. Im Gegenteil sollten wir meinen, daß gerade eine Staatsbehörde wie der Oberkirchenrat es nicht nötig hätte, sich vor dem Freiherrn von Stumm zu beugen. Vielmehr sollte man erwarten, daß die in andern Ressorts des preußischen Staatsdienstes bis zum Unrecht befolgte Maxime, daß eine Behörde ihre Diener vor allen Dingen zu schützen habe, auch im Bereich des Kultusministeriums und des Oberkirchenrats zu ungescheuter Anerkennung und Anwendung käme. R

(Ein Laie über den christlichen Glauben) Eine landeskirchliche Kontroverse hat uns ein Schriftchen gebracht, das wir trotz seinem engern nächsten Zweck unsern Lesern warm empfehlen. In Baden hat sich nämlich eine Schar kirchlicher Männer zusammengethan, über dem Streit und Gegensatz der Parteien das Gemeinsame zu pflegen und das Wohl des Ganzen zu fördern. Diese „landeskirchliche Vereinigung“ ist in der Badischen Landpost von einem Laien strengster konservativer Richtung hart angegriffen worden. Da hat ein andrer Laie geantwortet mit einem Schriftchen: Ueber den christlichen Glauben. Freiburg i. B., J. C. B. Mohr. 32 S. 60 Pfge. Der ungenannte Verfasser bietet durch sein Schriftchen einen großen Trost dar, den nämlich, daß die Arbeit der heutigen Theologie in den Kreisen unsrer „Laien“ anfängt Verständnis zu finden und Frucht zu schaffen. Er überrascht dabei durch die Klarheit und nicht selten auch durch die Selbständigkeit der Formulirungen; er geht auch dem kirchenrechtlichen und politischen Standpunkt, von dem aus sein Gegner noch ein besondres Recht zum Angriff zu haben meinte, mit Ruhe und Glück zu Leibe. So sei das Schriftchen besonders denen unter unsern Lesern empfohlen, die uns Theologen immer zu sehr Theologen finden. R

(Erkoren, dennoch verloren! Bileam, Saul, Judas, Agrippa u. a.) Reden und Betrachtungen von Dr. R. Ch. Trench. Aus dem Englischen übersetzt und mit einer biographischen Skizze versehen von Johannes Biegler. Kassel, Röttger, 1896. 1,20, geb. 2 Mk.

Der Verfasser dieser Predigten, 1867 bis 1885 Erzbischof von Dublin, ist durch wissenschaftliche Arbeiten der verschiedensten Art, grammatische, historische und theologische, aufs beste bekannt. So sind auch seine Predigten über alttestamentliche Texte, vor den Studenten in Cambridge gehalten, wirkliche alttestamentliche Predigten, die den Unterschied vom Neuen Testament nicht verwischen. Nur in der über Lot trägt er Dinge ein, die der alten Erzählung ganz fernliegen. Endlich die kurzen Betrachtungen am Schluß geben nur Andeutungen, sind aber zum Teil originell und, wie alle übrigen, anschaulich und lebendig.

C Clemen

(Die evangelischen Missionen) in den deutschen Kolonieen und Schutzgebieten. Herausgegeben von dem Ausschuß der deutschen evangelischen Missionen. Berlin, 1896, Buchhandlung der Berliner Evangelischen Missionsgesellschaft. 88 S. 0,80 Mk.

Das mit drei Karten und sieben Vollbildern ausgestattete Buch bietet nach einer kurzen allgemeinen Orientirung ein Bild von der evangelischen Missionsarbeit im Togoland, Kamerun, Südwestafrika, Ostafrika, Neu-Guinea, Bismarckarchipel, Salomo- und Marschallinseln. Außer einigen nichtdeutschen Missionen arbeiten jetzt 9 deutsche evangelische Missionen mit 92 Missionaren in Neudeutschland. Wenn man die furchtbaren Opfer bedenkt, die von den Missionaren gebracht werden — im Togoland hat die Norddeutsche Missionsgesellschaft seit 1847 bis heute 62 Männer und Frauen in den Tod sinken sehen —, ist die andauernde Gleichgiltigkeit weiter Kreise auch gerade unsrer gebildeten deutschen Christen ebenso schmerzlich wie unverständlich. „Möchten nur nun auch namentlich die Kolonialkreise sich mit mehr Beiträgen als bisher an der Unterstützung der Kolonialmissionen beteiligen.“ Dl

(Die evangelischen deutschen Messen bis zu Luthers deutscher Messe) Von D. Julius Smend, Professor der Theologie in Straßburg. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, 1896. 8 Mk.

Der Verfasser der beliebten „Feierstunden“ bietet mit diesem Buch einen überaus wertvollen Beitrag zur Kenntnis der reformatorischen Kultusgeschichte, ja noch mehr der Reformationsgeschichte. Mit eisernem Fleiße und großem Glücke hat der Verfasser ungeahnte Schätze aus dem Staube der Bibliotheken ans Licht gezogen und durfte, hauptsächlich auf seine Funde gestützt, den Versuch wagen, eine chronologische Uebersicht über die ersten evangelischen deutschen Messen zu geben. Er bringt noch ungedruckte Gottesdienstordnungen des Oekolampad, Kaspar Kantz, Thomas Müntzer, der Straßburger Reformatoren u. s. w., abgesehen von den vielen andern unbekannten Dokumenten, die er teils selbst neu darbietet, teils — wie das verschollene Salus anime von 1503 — bekannt macht. Alle Angaben sind mit bibliographischer Genauigkeit gemacht, ein gutes Register erleichtert das Nachschlagen. Das Buch ist in leicht verständlicher Sprache und einer so anziehenden Form geschrieben, daß das Lesen Genuß ist. Sehr interessant sind z. B. die Untersuchungen über das „Testament Jesu Christi,“ in denen die schwierige Frage, ob Oekolompad sein Verfasser sei, schließlich bejaht wird. Luthers und Zwinglis Bedeutung in kultischen Dingen erfährt eine neue Beleuchtung. Von äußerster Wichtigkeit ist das überraschende Ergebnis, daß die konservativste Ordnung die — Müntzers ist, dagegen die des behutsamen Oekolompad die evangelisch freieste. Dem Charakter der ganzen Untersuchung, die bei aller kritischen Schärfe eine wohlthuende religiöse Wärme und evangelische Begeisterung atmet, entspricht das schöne Motto des Buches: „Gott loben, das ist unser Amt.“

Violet

(Der Einfluß der Reformation auf die Armenpflege) Von Pfarrer Fr. Paret. Zeitfragen des christlichen Volkslebens. Stuttgart, Chr. Belsersche Verlagshandlung, 1896. Heft 157, Bd. XXI, Heft 5. 56 S. Einzelpreis 1 Mk. (Bezugspreis 5 Mk. für den Band von 8 Heften.)

Die vorliegende Broschüre geht aus von dem Gedanken, „daß die Erneuerung des christlichen Glaubenslebens im sechzehnten Jahrhundert und die Erneuerung der christlichen Liebesthätigkeit im neunzehnten Jahrhundert, daß Reformation und Innere Mission in innerm Zusammenhang mit einander stehen, daß die Reformation schon die ersten Keime gelegt und die treibenden Kräfte geweckt hat zu der vielgestaltigen Entfaltung von Liebeswerken und Barmherzigkeitsübungen, die wir heutzutage unter dem Namen der Innern Mission zusammenfassen.“ So verdankt denn auch die Armenpflege, „dieser große Hauptast am weitverzweigten Baume der christlichen Liebesthätigkeit,“ ihr Aufleben der Wiederaufrichtung des alten Evangeliums mit seiner Verheißung, daß den Armen das Evangelium gepredigt werde, dem Wiedererwachen der Liebe als der Frucht des Glaubens, der Liebe insonderheit, die sich des Armen erbarmt und annimmt mit hilfreicher That.

Von diesem Grundgedanken aus behandelt der Verfasser die Hauptfrage nach dem Einflusse der Reformation auf die Armenpflege in drei Abschnitten: In welchem Zustande hat die Reformation die Armenpflege angetroffen? Was haben die Reformatoren und ihre Gemeinden in Beziehung auf das Armenwesen gedacht, was für Grundsätze aufgestellt und was für Ordnungen eingeführt? Wie hat sich infolge dessen die Armenpflege thatsächlich gestaltet? Er kommt dabei (S. 55) zu dem Ergebnis: „zum κτῆμα εἰς ἀεί, das die Reformation der evangelischen Kirche nicht allein, sondern auch der ganzen Neuzeit, der Gegenwart und wohl auch der Zukunft erworben hat, gehört vor allem der große allgemeine Grundsatz vom Rechte des Armen auf Hilfe und von der Pflicht der Gesamtheit, der Gesellschaft, gegen den Armen“; und zu dem weitern (S. 56): „die Reformation hat die Neuzeit aber auch gelehrt, auf wirkliche Hilfe Bedacht zu nehmen und den Bettel nicht bloß zu verbieten, sondern entbehrlich zu machen durch einheitliche Gestaltung der Armenpflege und zweckmäßige Verwendung der Armenmittel.“ — Das frisch und anregend und mit gründlicher Kenntnis des Materials geschriebne Büchlein sei warm empfohlen; einen besondern Nutzen kann es stiften, wenn es als Grundlage zu Vorträgen über das dankbare Thema in Arbeitervereinen u. s. w. genommen wird. P A

(Doktor Martin Luther und Ignaz von Loyola) Eine geschichtliche Parallele von Arthur Böhtlingk. Heidelberg, J. Hörning. 80 Pfge.

Vorliegende Schrift ist die Veröffentlichung eines Vortrags, den der Verfasser auf Veranlassung des Protestanten-Vereins am 7. März dieses Jahres im Rathaussaal zu Karlsruhe gehalten hat. Der Wiederhall, den seine Ausführungen fanden, und das Bewußtsein, daß das gewählte Thema als zeitgemäßes auch für weitere Kreise Interesse habe, hat zur Veröffentlichung veranlaßt. Der Verfasser führt uns auf eine hohe Warte. Von großen Gesichtspunkten aus führt er in geschichtlicher Entwicklung — interessant ist besonders die direkte Anknüpfung des „Magus des Norden“ Hamann an Luther und die Ueberleitung von ihm zur klassischen Litteraturepoche — die bleibenden Wirkungen Luthers und im Gegensatz zu ihnen die Loyolas an unserm Auge vorüber. „Wer nicht erkannt hat, daß die Entwicklung der Menschheit in der Geschichte durch die einzelne Person hindurchführt und von dieser bedingt wird, besitzt noch nicht die ersten Elemente der Geschichtserkenntnis“: von dieser Maxime ausgehend sieht er in Luther und Loyola die Persönlichkeiten, die mit elementarer Gewalt in die Geschichte der europäischen Völker eingriffen, sie vor ein Entweder-Oder stellten und bis hin auf die Gegenwart spürbar sind. Die alten Kämpfe der Romanen und Germanen, das Ringen um den Universalstaat auf der einen, um die Nationalität auf der andern Seite, das Prinzip der Geistesfreiheit gegenüber dem Gewissenszwang und der Dressur, weltüberwindende und

doch zugleich weltfreudige, weltdurchdringende Ethik, nicht zum geringsten gegründet auf die sittliche Gemeinschaft der Ehe gegenüber weltflüchtiger Askese und priesterlichem Cölibat — alle diese gewaltigsten Gegensätze der Geschichte in Vergangenheit und Gegenwart werden vom Verfasser in großen Zügen, die doch wiederum das Detail zu klarer Veranschaulichung nicht verschmähen, an den Persönlichkeiten Luthers und Loyolas, gleichsam in ihnen konzentrirt, uns vorgeführt. Was die Lektüre besonders fesselnd und erfrischend macht, ist die lebendige Beziehung auf die gegenwärtige kirchliche und politische Lage. Wir haben es schon von andrer Stelle gehört, daß der Protestantismus in seinen kirchlichen Formen gegenwärtig dem Katholizismus zutreibt; hier verbindet sich mit nochmaligem Nachweis dieser Thatsache der kräftigste Appell an das protestantische Gewissen: „Wer das Bedürfnis hat, sich einer Autorität zu unterwerfen, die für ihn denkt und ihm bestimmte Glaubensnormen vorschreibt, wer nur im Anschluß an eine solche sich aufrecht zu erhalten weiß, der ist katholisch und wenn er sich hundertmal ein Protestant heißt.“ — Der Gefahr, die eine derartige Geschichtsbetrachtung in großen Zügen und die Rückführung gegenwärtiger Gegensätze auf ihre Wurzeln in der Vergangenheit in sich trägt, daß nämlich die im Grunde gleichen Probleme bereits in der Vergangenheit in der eigentümlichen Zuspitzung erscheinen, die die Gegenwart ihnen giebt, ist der Verfasser unsers Erachtens nicht immer entgangen. Wir denken insbesondre an die Beurteilung der Stellung Luthers zur Bibel und an die für typisch erklärte Verquickung semitischer Geistesart mit der spanischen im Jesuitenorden. Auch sonst wird man nicht in Allem mit dem Verfasser einer Meinung sein. Anregend jedoch wird die Schrift auf jeden wirken. Ein historischer Lapsus ist die Verwechslung des Wormser Reichstags mit dem Verhör vor Kajetan (S. 12). Hier ist Luther vor dem Kardinal niedergefallen, in Worms ist er in demütiger, aber freudiger Zuversicht aufgetreten. Berichtet doch der päpstliche Nuntius Aleander, natürlich in gehässiger Uebertreibung, der „Narr“ sei „lachend“ in den Saal getreten!

W Köhler

(Ludwig Richter) von V. Paul Mohn. Mit 183 (darunter 35 ganzseitigen) Abbildungen nach Gemälden, Aquarellen, Zeichnungen und Holzschnitten. Bielefeld und Leipzig, Velhagen u. Klasing. Band XIV der „Künstlermonographien von Knackfuß.“ 157 S. 3 Mk.

Richter ist und bleibt doch stets des deutschen Hauses Liebling. Wo man seine Blätter sieht, fühlt man sich bald daheim. Noch vor seinem Heimgang bot uns der Meister sein Lebensbild „Aus dem Leben eines deutschen Malers,“ heut schenkt uns sein Schwiegersohn ein Richterbuch, an dem sich mancher Deutsche freuen mag. Die Perlen Richterscher Kunst sind teils nach den Originalzeichnungen, teils im Holzschnitt wiedergegeben, sie sind durchweg tadellos ausgeführt und bieten so bei bescheidenstem Preise die schönste Richtergalerie.

Der begleitende Text — ein vollständiges Lebensbild — zeichnet besonders die künstlerische Entwicklung des Meisters als Erläuterung der chronologisch geordneten Bilder.

Kurz: es ist ein Hausschatz schönster Art, drum nimm und lies!

H Danneil

(Dichtungen) von R. Neumeister. Berlin, R. Neumeister, 1897. 459 Seiten.

Den Anfang bildet das Drama „Herodes der Große und die letzten Makkabäer,“ in dem eine der ergreifendsten Partien der Geschichte zu einem Trauerspiel verarbeitet ist, das schön in der Sprache, kunstvoll im Aufbau, auch den Anforderungen einer größern Bühne wohl entspricht: im Mittelpunkte die gewaltige Gestalt des Herodes, umsponnen von Intriguen, ein Spiel seiner Leidenschaften. Mit feinem psychologischen Verständnis werden die Motive für die Stellungnahme der Parteien entwickelt. Doch dürfte eine Umgestaltung der vier Schlußseiten dem Stücke zum Vorteil gereichen.

Ein zweites Trauerspiel „Hannibal und Livia“ schildert auf dem düstern Hintergrund der Jahre, die der Schlacht bei Cannae folgten, die Liebe Hannibals zu einer römisch gesinnten Kampanerin, in der die Liebe zu Rom, zu dem kampanischen Vater und zum Römerfeind Hannibal einen Konflikt von tragischstem Charakter schürzt. Die Vorzüge der ersten Dichtung gelten auch dieser zweiten in vollem Maße.

Daran schließen sich zwei kürzere dramatisch-musikalische Dichtungen, deren erstere „Der Baumeister“ in anmutiger Form eine rumänische Sage behandelt, während die andre „Andreas Hofer“ in Chören, Arien, Rezitativen, die zur Komposition einladen, vom Ausgang des heldenhaften Tirolers berichtet.

Den Schluß des Bandes bilden Gedichte, die des Dichters Liebe zu seiner thüringischen Heimat und sein treues Gedenken an das Volk der Rumänen bezeugen. Seinem einundzwanzigjährigen Aufenthalt in Bukarest als Pfarrer verdanken wir auch die Uebersetzungen rumänischer Lieder, die — bald wild, bald wehmütig — einen Blick in die Seele dieses Volkes gewähren.

H Danneil

(Der Ratgeber fürs evangelische Pfarrhaus) Unsre scharfe Ablehnung von Unternehmungen wie der Pfarrbote oder der Ratgeber fürs evangelische Pfarrhaus finden wir immer aufs neue gerechtfertigt, sobald eines dieser Blätter uns vor Augen kommt. Es scheint so harmlos oder so gleichgiltig, ob man unentgeltlich ein solches Inseratenorgan empfängt, manche finden es sogar behaglich und nützlich. Was uns bedrückt, ist das ungeheuer niedrige Niveau geistiger Zuthat, die den Inseraten beigefügt wird, und die Plattheit, die sich oft auch in dem Inseratenteil selber tummelt. Wenn Jemand den deutschen evangelischen Pfarrerstand nach dem beurteilt, was ihm hier geboten wird, und zum Teil aus den Pfarrhäusern selbst! Es ist noch unschuldig, wenn ein Geflügelhofartikel schließt: „Ueber die weitere Pflege der Kücken, so Gott

ll, das nächstemal“ (Ratgeber Nr. 6). Aber jüngst die Gedichtchen lus des Pfarrers Kinderstube“! Z. B. das zweite kürzeste:

Der erste Leseunterricht

„Komm, Anna, komm,“ so rief Mama,
„Wir wollen mal mitnander lesen.“
Voll Eifer ist das Aennchen da
Mit ihrem Buch bereit gewesen.

„Wie heißt der Buchstab?“ — „i.“ — „Ist gut.“
„Und dieser?“ — „e.“ — „Ist auch nicht schwierig;
Doch wenn man sie zusammenthut:
e—i? Nun bin ich sehr begierig.“

Das Aennchen schweigt. Die Mama spricht:
„Was legt das Huhn, du Schlackeln?“ —
Da leuchtet Aennchen das Gesicht:
„e—i, das heißt man: Gackeln!“

So im Ratgeber Nr. 7. Notariell beglaubigte Auflage 16500. an sieht, es ist keine gewissenhafte Redaktion da, die in die Kinderibe zurückweist, was dahin gehört; es ist alles Geschäftsinteresse, nicht er Interesse für das evangelische Pfarrhaus.

Mir sagte einmal ein ernster Theolog, die Christliche Welt sei ein erderb für die Pfarrer. Warum? Weil sie darum keine ernsteren eologischen Zeitschriften läsen und ihren wissenschaftlichen Bedarf aus Christlichen Welt bezögen. Ich konnte ihm nicht ganz unrecht geben, nn das richtig beobachtet war. Aber wenn wir schon herabdrücken! — illkommen Alles, was zur Hebung des geistigen Standes unsrer farrhäuser hilft, weg mit Allem, was niederzieht. R

Aufforderung

Die verehrten Mitarbeiter unsers Blattes — oder wer nst Neigung hat, sich der Aufgabe anzunehmen — sind zu ner Konkurrenz eingeladen. Es wird gewünscht

eine Charakteristik des modernen Menschen, auslaufend in wegweisende Worte über sein Verhältnis zum Christentum und das Verhältnis des Christentums zu ihm.

1. Der Artikel soll den Umfang von drei bis vier palten haben.

2. Die nähere Formulierung des Themas bleibt dem Verffer überlassen. Doch muß der Hauptnachdruck auf der Wesensstimmung des „modernen Menschen“ ruhen; seine Beziehungen m Christentum sind nur am Schluß zu streifen, sodaß man cht, die ganze Erörterung stellt sich in den Dienst dieser aktischen Frage.

3. Die Aufsätze sind bis spätestens 1. Oktober erten, an die Redaktion dieses Blattes. Es steht dem Verffer frei, sich zu nennen oder seinen Namen einem mit Motto ersehenen Couvert anzuvertrauen.

4. Die beste unter den eingelaufnen Arbeiten — sofern auch das Maß von vier Spalten nicht übersteigt — wird der Christlichen Welt veröffentlicht.

5. Da zu erwarten ist, daß eine ganze Anzahl wertvolle earbeitungen des Themas eingehen, und daß gerade eine ebeneinanderstellung dieser verschiednen Antworten auf die stellte Frage ihr besondres Interesse haben wird, sollen die sten Artikel — auch solche, die etwa den Raum von vier palten übersteigen — mit dem ersten, in der Christlichen elt veröffentlichten, zusammen in einem „Hefte zur Christlichen elt“ vereinigt herausgegeben werden.

6. In Hinsicht der Tendenz der einzureichenden Aufsätze ird keinerlei Vorschrift gemacht.

7. Zur Beurteilung der Eingänge wird der Herausgeber h mit zwei nicht beteiligten Freunden dieses Blattes verbinden.

8. Ein Preis wird nicht ausgesetzt, doch werden die zur eröffentlichung gelangenden Aufsätze honorirt werden.

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 29 der „Chronik der Christlichen Welt“

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Freunde der Christlichen Welt
in Frankfurt am Main und Umgegend

treffen sich an jedem ersten Montag im Monat nachmittags 4—6 Uhr in Frankfurt a. M., Rosenau, Reuterweg 8. Die nächste Zusammenkunft findet statt am Montag, den 2. August, das Thema lautet: Die christliche Lehre von der Seligkeit.

Hauslehrer für Brasilien.

Für die Familie eines deutschen Arztes in Nova Friburgo (gesundes, fieberfreies Klima) wird ein Hauslehrer gesucht, um 3 Knaben, 13 Jahr und jünger, in Gymn.-Fächern zu unterrichten. Freie Reise, freie Station und 100 Mark monatlich. Verpflichtung auf 2 Jahre. Nähere Auskunft durch Prof. Dr. Rinn aus Hamburg, z. Zt. bei Oberpfarrer Bingel in Braunfels, Kreis Wetzlar.

Ev. Theol. o. Phil.

September oder Oktober zur Leitung zweier Gymnasiasten von 12 und 15 Jahren in feingebildetes Haus in Berlin gesucht. Vormittag frei. Offerten mit Zeugnisabschriften und Angaben von Referenzen an O. P. 150 durch die Expedition.

Pianinos, Harmoniums,
von ℳ 400.—an. von ℳ 80.—an.
Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.
Alle Vorteile. Höchster Rabatt. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, franco. Nichtgefallende Instrumente auf meine Kosten zurück.
Wilh. Rudolph, Giessen 162.

Für einen zehnjährigen Knaben (Quintaner) und ein neunjähriges Mädchen wird zum 1. Oktober ein Hauslehrer gesucht (cand. phil. oder theol.), der schon unterrichtet hat. Gute Empfehlungen sind nötig.
Pastor Sievers,
Ellensen, Kreis Einbeck.

Cand. theol. (musikalisch gebildet) sucht für sofort oder später geeignete Beschäftigung als Hauslehrer, wobei einige Zeit zur Examenvorbereitung. Gehaltsansprüche gering. Anfragen erbeten unter O. A. nach Neugaude bei Esens, Ostfriesland.

Für 3 Knaben (Quintaner) wird zum 1. Oktober ein Hauslehrer gesucht, cand. phil. oder theol., der schon unterrichtet hat. Schöne und gesunde Ortslage (Schweizer Jura). Anfragen an Rütenik, cand. theol., Pfirt, Ob.-Elsaß.

Verlag der H. Laupp'schen Buchhandlung in Tübingen.

Soeben erschienen:

Zeitschrift
für die gesamte Staatswissenschaft.

In Verbindung mit
Oberbürgermeister **F. Adickes** in Frankfurt a/M., Präsident **A. Buchenberger** in Karlsruhe, Prof. Dr. **K. Bücher** in Leipzig, Prof. Dr. **G. Cohn** in Göttingen, Prof. Dr. **K. V. Fricker** in Leipzig, Land-Ger.-Rat Dr. **L. Gaupp** in Tübingen, Oberbürgermeister Dr. **v. Hack** in Stuttgart, Prof. Dr. **L. v. Jolly** in Tübingen, Prof. Dr. **F. v. Martitz** in Tübingen, Kaiserl. Unterstaatssekretär, Prof. Dr. **G. v. Mayr** in Strassburg, Prof. Dr. **Fr. J. v. Neumann** in Tübingen, Geh. Ob.-Reg.-Rat Dr. **K. Schenkel** in Karlsruhe, Prof. Dr. **G. v. Schönberg** in Tübingen, Dr. **A. Voigt** in Frankfurt a/M., Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. **A. Wagner** in Berlin, Dr. Freiherr **von Weichs** bei d. Direkt. d. k. k. Staatsbahnen in Innsbruck, Ob.-Reg.-Rat Dr. **Fr. Wörishoffer** in Karlsruhe

herausgegeben von

Dr. A. Schäffle.

Dreiundfünfzigster Jahrgang.

Drittes Heft.

Aus dem Inhalt sei hervorgehoben:

Fridrichowicz, Dr. E., Die Lehren der Arbeiterbewegung in der Garderobenkonfektion.

Orlloff, Dr., Polizeiliche Regelung des Radfahrens. — Der Staat und sein Boden. — Die sozialistischen Parteien Frankreichs nach R. Schüller. — Arbeitslöhne und Arbeitsverfassungen der österreichischen Landwirtschaft.

Preis pro Jahrgang von 4 Heften 8° Mk. 16.—. Preis des einzelnen Heftes Mk. 5.—.

Bestellungen nimmt jede Buchhandlung entgegen.

H. Laupp'sche Buchhandlung in Tübingen.

Soeben sind erschienen:
Schultz, H., Grundriß der evang. Ethik. 2. erw. Auflage. M. 2.40, geb. M. 3.—.
Rogge, Chr., Der irdische Besitz im Neuen Testament. Seine Beurtheilung und Werthschätzung durch Christus u. d. Apostel. M. 1.80.
Nestle, Eb., Einführung in das griechische Neue Testament. Mit 8 Handschriften-Tafeln. M. 2.80, geb. M. 3.40.
Göttingen. **Vandenhoeck & Ruprecht.**

Deutsche Steinmetz- u. Bildhauerschule Zerbst
Abtheilung C der Anhaltischen Bauschule
Vorkursus Oktober. Staats-Prüfungs-Commiss. Wintersemester 4. November.

Chronik der christlichen Welt
Postzeitungs-Nr. 1531. Vierteljährlich 1,50 Mark

Nr. 28. Versammlungen und Konferenzen: Meißner Kirchen- Pastoralkonferenz (Irrenseelsorge, Lehre von der Sünde, Diakoni[...] frage); Aus Elsaß-Lothringen — Deutsche Evangelische Landeskirch[...] Die Angelegenheit des städtischen Kircheninspektorats in Breslau[...] Verschiedenes: Vermischte Nachrichten — Personalien

Preis der einzelnen Nummer: 20 Pfennige

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Freiburg i. B., Leipzig, Tübingen.

Die wissenschaftliche und die kirchliche Methode in der Theologie.
Ein encyklopädischer Versuch
von
Lic. theol. **C. A. Bernoulli,**
Privatdozent in Basel.
8. Mk. 3.20.

Die Entstehung des Alten Testaments
von
B. Duhm, Professor in Basel.
8. Mk. —.60.

Lehrbuch der Neutestamentlichen Theologie.
Von
Heinrich Julius Holtzmann,
Dr. und ord. Professor der Theologie an der Universität Strassburg.
2 Bände gr. 8.
Mk. 20.—. Gebdn. Mk. 25.—.
(Sammlung theologischer Lehrbücher.)

Abriss der Geschichte des alttestamentlichen Schrifttums
nebst Zeittafeln zur Geschichte der Israeliten und andern Beigaben zur Erklärung des Alten Testaments.
Von
Emil Kautzsch,
Professor der Theologie an der Universität Halle.
(Sonderabdruck aus den „Beilagen" zu der vom Verfasser herausgegebnen Uebersetzung des Alten Testaments.)
8. Mk. 4.—. Gebdn. Mk. 5.—.

Grundriss der christlichen Ethik.
Von
Lic. theol. **F. C. Krarup.**
Autorisirte Uebersetzung aus dem Dänischen
von
M. phil. **C. Küchler.**
8. Mk. 3.—. In Leinw. geb. Mk. 4.—.

Kurzer Hand-Commentar zum Alten Testament.
In Verbindung mit **I. Benzinger, A. Bertholet, K. Budde, B. Duhm, H. Holzinger, G. Wildeboer**
herausgegeben von
Dr. **K. Marti,**
ord. Professor der Theologie in Bern.
Subskriptionsausg. in 20 Liefgn.
Probeheft.
Erster und zweiter Abdruck.
Lieferung 1: Die Sprüche
von Wildeboer
Subskriptionspreis Mk. 1.90.
Einzelpreis Mk. 2.50.
Lieferung 2: Hiob
von Duhm.
Subskriptionspreis Mk. 3.60.
Einzelpreis Mk. 4.80.

Lehrbuch der Religionsgeschichte.
In Verbindung mit mehreren Gelehrten bearbeitet und herausgegeben von
P. D. **Chantepie de la Saussaye,**
Dr. u. ord. Professor der Theologie in Amsterdam.
Zweite, völlig neu gearbeitete Auflage.
Band I:
Mk. 9.—, gebdn. Mk. 11.50.
Band II:
Mk. 11.—, gebdn. Mk. 13.50.

Philipp Melanchthon, der Lehrmeister des protestantischen Deutschland.
Von
D. **K. Sell,** Professor in Bonn.
8. Mk. —.70.

Niederrheinisches Synodal- und Gemeindeleben
„unter dem Kreuz."
Unter Verwertung bisher unbenützten urkundlichen Materials dargestellt von Professor Lic. **E. Simons** in Bonn.
8. Mk. 3.—.

Zum Entscheidungskampf um den christlichen Glauben in der Gegenwart.
Ein Wort an die Suchenden unter Deutschlands Gebildeten.
Von
W. Ziegler, Stadtpfarrer in Aalen.
Zweite Ausgabe der ersten Auflage.
8. Mk. 2.50.

Die badische Kirchenratsinstruktion
vom 6. Juli 1797
und die Lehrfreiheit der Geistlichen der evangelischen Kirche.
Ein Beitrag zur Kenntnis der badischen kirchlichen Einrichtungen.
Von
Dr. theol. Ludwig von Stösser,
Großh. badischem Geheimerat 1. Klasse, Ministerialpräsident a. D., vom April 1881 bis dahin 1895 mit der Leitung des badischen ev. Oberkirchenrats beauftragt.
Kl. 8. Mk. —.75.

Ueber den christlichen Glauben.
Antwort eines Laien aus der landeskirchlichen Vereinigung auf die Angriffe eines Laien.
Kl. 8. Mk. —.60.

Der Christ und die Sünde bei Paulus.
Von
Lic. theol. **P. Wernle** in Basel.
8. Mk. 2.50.

Zeitschrift für Theologie und Kirch[e]
in Verbindung mit
D. A. **Harnack,** Professor der Theologie in Berlin, D. W. **Herrm[ann,]** Professor der Theologie in Marburg, D. J. **Kaftan,** Professor der Th[eo]logie in Berlin, D. M. **Reischle,** Professor der Theologie in H[alle,] D. K. **Sell,** Professor der Theologie in Bonn,
herausgegeben
von
D. **J. Gottschick,**
Professor der Theologie in Tübingen.

Siebenter Jahrgang.

Erstes Heft:
Kaftan, Das Verhältnis des evangelischen Glaubens zur Logoslel[...]
Chapuis, Die Anbetung Christi.
Schmid, Zur Bekehrungsgeschichte Augustins.

Zweites Heft:
Niebergall, Das Heil im Kreuze Jesu Christi.
Schiele, Der Entwickelungsgedanke in der evangelischen Theologie [...] Schleiermacher.

Drittes Heft:
Reischle, Der Streit über die Begründung des Glaubens auf [...] „geschichtlichen" Christus.
Grünberg, Die Evangelisationsvorträge des Predigers Elias Schrenk[...]

Viertes Heft:
Schwarzkopf, Der Teufels- und Dämonenglaube Jesu.
Häring, Gehört die Auferstehung Jesu zum Glaubensgrund? [...] amica exegesis auf Professor D. Reischles „Der Streit über [...] Begründung des Glaubens auf den geschichtlichen Christus."
Gottschick, Propter Christum. Ein Beitrag zum Verständnis [...] Versöhnungslehre Luthers.

Preis eines Jahrgangs von 6 Heften Mk. 6.—.
In Halbfranz gebunden Mk. 8.—.
Einbanddecke Mk. 1.25.
Preis eines einzelnen Heftes Mk. 1.50.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Leipzig, Querstraße 21 — Druck von Carl Marquart in Leipzig